

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / AUGUST 1962

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1962

13. Jahrgang

Viertes Heft — Juli / August

INHALT

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Motiv aus Sersheim

Ölgemälde von Walter Strich-Chapell, 1960

Aufnahme Bader

Der Stachel der Erinnerung

Von Wendelin Überzwerch 137

Durchs dunkle Tor

Gedicht von Maria Müller-Gögler .. 140

Der Fünfeckturm des Tübinger Schlosses

Von Adolf Rieth 141

Walter Strich-Chapell 1877–1960

Von Adolf Schabl 150

Besuch in einem Dorf

Von Walter Kittel 155

Steinbruch bedroht Ruine!

Von Walter Kittel 158

Der Mittag

Gedicht von Alfred Schmid-Noerr ... 160

Das Kloster Kirchheim/Ries in

schwedischem Besitz 1633–34

Von P. Paulus Weissenberger OSB .. 161

Buchbesprechungen 163

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 164

Der Stachel der Erinnerung

Von Wendelin Überzwerch

In den Gebäuden der alten schwäbischen Klosterschule gab es an diesem Sonntagnachmittag viel Umtrieb und Leben. Sonst waren um diese Zeit die Seminaristen alle ausgeflogen, um auf den bewaldeten Anhöhen ringsum die Köpfe und die Herzen von der angestrengten Arbeit der Woche auszulüften; heute schauten sie aus allen Fenstern heraus: auf eine größere Gruppe von Männern und Frauen, die bei der alten Linde in angeregtem Gespräch standen. Mit dem Recht der Jugend wurden sie von den Alumnen als „ältere Herrschaften“ angesehen, denn sie mochten, die Herren wenigstens, alle so gut vierzig Jahre alt sein.

Es hatte sich da eine frühere „Promotion“, wie man hierzulande die Jahrgänge nennt, getroffen, um die Wiederkehr des Tages, da sie vor fünfundzwanzig Jahren in das Seminar eingetreten waren, festlich zu begehen. Das Leben wirbelt auch im engen Kreise des schwäbischen Raumes die Menschen heftig durcheinander; manche folgen wohl auch zentrifugalen Kräften und verlassen die Heimat. So kam es, daß sich heute und hier etliche Schulkameraden wiederfanden, die einander seit über zwanzig Jahren nicht mehr begegnet waren; da fehlte es nicht an Überraschungen. Sie hatten auch meist ihre Damen mitgebracht, um ihrer Zusammenkunft die kleine Weihe einer behaglichen Familienfeierlichkeit zu geben.

Seltsam, wie gemeinsame Jugend bindet. Man macht sich im Schwabenalter gemeinhin nicht mehr allzu große Illusionen über die Menschen, auch und gerade wenn man Pfarrer oder Lehrer oder Arzt geworden ist. Aber bei solcher Gelegenheit überwiegt die Freude, die „alten Köpfe“ wiederzusehen, von vergangenen Zeiten zu plaudern, und die Distanz verklärt. Eben sie läßt auch, nach einem geheimnisvollen Gesetz, die Spanne eines Vierteljahrhunderts zusammenschrumpfen – und der Herr Abgeordnete mit dem im ganzen

Land bekannten Namen ist der „kleine Willi“ wie einst, der würdige Dekan läßt sich an sehr untheologische Lausbubenstreiche erinnern und lächelt milde dazu, und der Universitätsprofessor, der schon ein Dutzend Bücher geschrieben hat, muß sich sagen lassen, daß er seinerzeit im Abitur doch eben nur noch so mit Ach und Krach durchgerutscht sei! Und siehe da: auch einer ihrer alten Lehrer hat sich eingefunden, ein edler Meergreis, der sich inzwischen einen silberflatternden Vollbart hat wachsen lassen! Er kennt noch alle seine Schüler von ehedem und redet, da ihm die Namen immerhin entfallen sind, jeden mit „Herr Doktor“ an, das vereinfacht den Verkehr und stimmt in den meisten Fällen! Wird er nicht gleich sein berüchtigtes Notizbüchlein aus dem altväterischen Gehrock ziehen (es scheint noch der von 1925 zu sein!), um die Noten in Latein und Griechisch einzutragen? Nein, er ist ein liebenswürdiger Patriarch, längst ja außer Dienst, und scherzt mit den Damen, ihnen meist unverständliche Horaz-Zitate in die Rede einflechtend! –

Man war durch die altvertrauten Räume gegangen, schwelgend in Erinnerung und „Weißt-Du-noch?“-Gesprächen, man hatte nach den einst während der langweiligen hebräischen Stunden eingeschnitzten Runen in den Bänken des Hörsaals geforscht und sich kindlich gefreut, daß sie die Zeiten überdauern – samt manchen Kritzelherzchen um angeschwärmten Mädchenamen! Durch die Schlafräume war man geschritten und hatte der Jünglingsträume in ihnen gedacht . . . Und in den Straßen des Städtchens war man mancher ungefähr Gleichaltrigen begegnet und hatte sie mit etwas verlegener Herzlichkeit begrüßt: eine ehemalige „Flamme“. Die Ehefrauen lächelten nachsichtig dazu.

Nun sollte nachher noch im „Löwen“ ein „Gemütliches Zusammensein“ steigen – als Seminaristen

schon waren sie manchmal heimlich hiergewesen, denn das Viertele Remstaler krenzte ein Wirtstochterlein, das einem innig-sinnigen Volkslied entstieg schien . . .

Lutz Köberlin stahl sich vom großen Haufen im Klosterhof weg. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, eine Weile allein zu sein. Wollte für sich ein paar Jugendwege gehen, seinen Erinnerungen nachhängen, den guten und bösen. Er hatte sich einst nicht ganz leicht getan im Kreise seiner Kameraden, er war ein Eigenbrötler gewesen – ach Gott, er war's ja heute noch . . . Zielloss schlenderte er durch die Stadt. Da war noch die Konditorei, in der man sich, vom Turnplatz kommend, mit einem Riegel gefüllter Schokolade zu zehn Pfennig für das nachfolgende strenge Studium der alten Klassiker einzudecken pflegte . . .; da war das Gäßchen, wo „man“ einst die Mathilde Gußmann vom Kirchenchor nach Hause geleitet und ihr den ersten Kuß abgeschmeichelt hatte; da war – da war – ach ja: es war schön, nach so langer Zeit durchs Jugendland zu spazieren, man mußte sich fast gegen eine albern-wehmütige Rührung wehren . . .

Lutz Köberlin war seinerzeit, wie noch so manche seiner Kameraden, dem prädestinierten Studium der Theologie entwichen; sein scharfer Intellekt fand Gefallen an den strengen Deduktionen der Rechtswissenschaft. Er war dann früh verzogen, weit weg ins sehr nördliche Deutschland, wo die Menschen in vielen Dingen anders sind als hierzulande – nicht besser und nicht schlechter, aber eben anders. Es behagte ihm ganz wohl „da oben“; die in jeder Beziehung schärfere Luft sagte seiner Art zu.

Er hatte trotzdem die weite Reise unternommen, um diese Klassenzusammenkunft mitzumachen. Allzuviel hatte er sich eigentlich nicht von diesem sentimentalen Ausflug in die Jugend versprochen, er empfand sich doch allem etwas entwachsen. Er hatte auch seine Frau nicht mitgebracht – Ilse würde sich als Norddeutsche und betonte „Dame“ in diesem sehr schwäbischen Kreis nicht eben wohl gefühlt haben. Überhaupt Ilse . . . Nein: „glücklich“ war er nicht verheiratet. Seine kinderlose Ehe war durchaus konventionell – zugegeben: wie so manche andere auch. Man lebte so nebeneinander her – über einer Kanne längst erkalteten Tees ist eine Wärmehaube gestülpt . . . Seine Häuslichkeit gab ihm, dem heimlich Zartsinnigen, dem unter dem luftdicht schließenden Deckel der Vernunft eine phantastische Sehnsucht schwelte, nicht, was er erträumt. Ilse war zudem von Natur kühl, was er nur schien.

All das lastete über seinem Leben. Er hatte sich der erfolgreichen und einträglichen Laufbahn eines Wirtschaftsjuristen verschrieben – in den Spannungen der ökonomischen und sozialen Kraftfelder suchte er den Lebensreiz, der ihm in seiner Ehe versagt war. Frau Ilse war es sehr darum zu tun, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, und sie tat es mit Geschick. Sie legte Wert auf ihre vornehme Familie und lächelte mit etwas kränkender Nachsicht über ihres Gatten biederschwäbische kleinbürgerliche Herkunft. Sie hatte die Stellung des Mannes, nicht ihn geheiratet; sie fand das wohl in Ordnung.

Ja, nun war er also hier . . . Im allerhintersten Winkel seines Herzens gestand er sich, daß er nur deshalb gefahren war, um Wilhelm Speidel zu begegnen. Seinem alten Seminarfreund Wilhelm Speidel, den er nicht mehr gesehen, seit sie nach dem Abitur grollend auseinandergingen. Ja, ihn hoffte er zu treffen. Denn da war eine Sache aus der alten Zeit, die ihm nun seit zwanzig Jahren am Gewissen herum nagte. Eine Dummheit, weiß Gott eine lächerliche Buben-Eselei, aber er hatte sich eben doch ein bißchen – unanständig dabei benommen . . .

Der Seminarist Lutz Köberlin war in die schöne Mathilde Gußmann verliebt. Mit der Schwärmerei seiner 18 Jahre betete er in ihr ein Idol an. Sie war ein frisches junges Ding und ließ sich die Huldigungen des Klassen-Primus eine Weile gern gefallen. Er war sehr glücklich in diesen Wochen, da er sein Herz heftig pochen fühlte, wenn er nur an einer Straßenecke Mathildens stadtbekannten blonden Schopf wehen sah! Ach ja – und dann jener Kuß im nächtlichen Mohrengäßle . . .!

Aber nach einiger Zeit spürte er, daß das Mädchen kühler zu ihm wurde, fühlte er sich „abgehängt“! Er litt alle Qualen junger Leidenschaft; es waren böse Tage für ihn. Damals war es, daß sie im Unterricht bei Professor Kurrle – der heute wieder aufgetaucht war! – in Plato lasen. Es traf ihn in der strengen Reihenfolge der Übersetzenden der Satz: „Blind nämlich wird im Hinblick auf das Geliebte der Liebende.“ Er konnte heut' noch den Satz auf griechisch. Aber damals fand er ihn albern und falsch; er fühlte sich gar nicht blind.

Nicht einmal seinem Busenfreund Wilhelm Speidel hatte er Glück und Leid seiner jungen Liebe anvertraut; er mußte alles allein verwerken. Dann traf er eines Abends auf einem jener verschwiegene Waldpfade, die wie vorbestimmt waren für das heimliche Glück junger Leute, die Mathilde Gußmann, nachdem sie ihm wochenlang listig ausgewichen. In ihrer

Begleitung war Wilhelm Speidel. Die beiden schienen sehr stillvergnügt miteinander.

Lutzens Groll war abgründig, und richtete sich mehr noch gegen den Freund, den er einen Verräter schalt, als auf das Mädchen. Es gab eine heftige Auseinandersetzung mit Wilhelm, aber der sonst dem überlegenen Lutz Botmäßige bezeugte weder Reue noch Nachgiebigkeit. Mathilde möge nun einmal ihn, den Wilhelm Speidel, leiden, und er halte fest an ihr. Lutz mochte ahnen, daß ein frühfertiger Charakter sich hier darstellte, herauskristallisiert aus dem Erlebnis einer tiefen Neigung – während bei ihm selber alles noch jugenhaft verblasen war.

So zerbröckelte ihre Freundschaft, die durch vier Seminarjahre so edel geglüht hatte, in ein paar Tagen.

Aber da war nun noch jene Sache . . . Es war kurz vor dem Abitur, als Lutz Köberlin unter der Post, die er für die Stube holte, auch einen Brief Mathildens an Speidel entdeckte. Oh, er kannte ihre Schriftzüge gut, früher war er auch gelegentlich solcher Billets-doux gewürdigt worden! Und da packte ihn nun der Teufel!

Doch Lutz wußte sehr wohl, daß das nur eine ölig-heuchlerische Umschreibung war für den eigenen bösen Geist. In seiner Eifersucht unterschlug er den Brief. Er war auch nahe daran gewesen, ihn zu öffnen und zu lesen; doch vor dieser letzten Unanständigkeit schreckte er zurück! Er vernichtete den Brief. Er stellte sich vor, daß in ihm Wilhelm zu einem Stelldichein geladen wurde, und triumphierte in dummer Rachsucht, es verhindert zu haben.

Wie merkwürdig, daß er gerade in diesen Tagen, in Kurrles Stunde, einen Satz aus Demokrit zu übertragen hatte, der hieß: „Wer Böses tut, sollte sich vor allem vor sich selbst schämen“. D i e s e s Wort fand er nun gar nicht albern, es traf ihn wie ein Peitschenhieb. Er schämte sich wirklich vor sich selber, er schätzte seine Tat ganz richtig als eine Gemeinheit ein. Er war drauf und dran, Wilhelm alles einzugestehen, aber er konnte sich dann doch nicht überwinden – vielleicht weil er die Verachtung auch aus Mathildens Augen fürchtete. Als Wilhelm, dessen Gutmütigkeit offenbar unter dem Zwist litt, sich ihm wieder zu nähern versuchte, stieß er ihn mit der ganzen Lieblosigkeit des schlechten Gewissens zurück.

Im übrigen sah er Mathilde und Wilhelm später noch öfters miteinander in offensichtlicher Vertrautheit, aber das war ein geringer Trost für das beschämende Gefühl, an beiden unanständig gehandelt zu haben. Auch daß er innerlich aus freien Stücken das Mädchen

dem Freund „abtrat“, konnte sein böses Gewissen nicht betäuben.

Dreißig Jahre sind eine lange Zeit, aber sie sühnen nicht, es gibt vor dem Gewissen keine Verjährung wie im Recht. So wurde Lutz Köberlin den Druck nie recht los. Kein Menschenleben ist nur gut, und auch Lutz tat später manches, was er hinterher schamvoll zu bereuen hatte, aber nichts quälte ihn so wie der Stachel dieser alten Schul-Erinnerung. Er hatte auch ein paarmal angesetzt, um Wilhelm Speidel zu schreiben, den er als Arzt in der Heimat wußte, aber er brachte es dann doch nicht fertig.

Und manchmal ertappte er sich über eigenartigen Gedankengängen: daß er nämlich mit seiner unbefriedigenden Ehe für die alte Schuld büße. Fast war's ihm eine Art Wollust, so zu denken.

Als er die Einladung zu der Promotions-Zusammenkunft erhielt, entschloß er sich zu fahren, um Wilhelm Speidel zu treffen. Die „Sache“ mußte endlich einmal bereinigt werden. Aber zu seiner Enttäuschung war der alte Freund nun nicht unter den Teilnehmern. Deshalb war er mißmutig und hatte sich abge-sondert.

Als Lutz Köberlin nach seinem individualistischen Bummel im „Löwen“ einkehrte, hatten sich noch ein paar Nachzügler eingefunden, die nicht früher hatten abkommen können. Wilhelm Speidel war darunter.

Der trat gleich mit unbefangener Herzlichkeit auf ihn zu: „Da bist Du ja – Grüß Dich Gott, Lutz! Ich bin bloß hergefahren, weil ich hörte, Du habest Dich auch angemeldet. Hab' sogar meine Patienten im Stich gelassen! – Willst Du meine Frau begrüßen, sie ist Dir nicht ganz unbekannt!“

Vor ihm stand Mathilde Speidel, geborene Gußmann. „Gnädige Frau –“, stammelte Köberlin.

„Du darfst ruhig noch ‚Mathilde‘ sagen, Lutz!“ lachte es ihm entgegen. „Du wirst mir ja nicht mehr böse sein, daß ich den Wilhelm vorgezogen habe!“

Lutz war es sehr merkwürdig zumut. O nein: die „Sache“ wurde durch die neuen Umstände gar nicht leichter . . .

Sie schüttelten sich die Hände. Ein Traum sind zwanzig Jahre. . . . Dann setzten sie sich zueinander. Die alte Sympathie zu diesem feinen Menschen quoll wieder mächtig in Lutz auf; ach, und auch Mathilde in ihrer fraulichen Reife war liebenswert wie einst.

„Weißt Du, Lutz“, sagte Speidel, „das war ja nun damals wirklich blöd, daß Du so auf mich eingeschnappt warst! Ich wollte Dir eigentlich immer mal schreiben, aber Du weißt, es bleibt in solchen Dingen meist beim guten Vorsatz!“

„Es wäre an mir gewesen zu schreiben“, murmelte Lutz, „verzeih, daß ich es nicht tat!“

Dr. Speidel wehrte ab: „Lassen wir die alten dummen Geschichten! Hauptsache ist, wir haben uns jetzt wieder – wir Drei!“

„Ihr habt Euch also wirklich schon damals im Seminar – aneinander gebunden?“

Speidel lachte: „Ja, wir waren so herrlich kühn – und wir haben es nicht bereut! Fünf Kinder zeugen Dir dafür!“

Frau Mathilde warf ein: „Ja, aber es hat an einem Haar gegangen, daß damals nicht doch alles in die Brüche ging. Ich war ein recht flatterhaftes Ding – Du weißt es, Lutz; es war gut, daß ich früh von einer festen Hand gehalten wurde.“

„Nanana, Mathilde!“ sagte ihr Mann.

„Doch, doch, es war schon so. Es kam da manchmal so ein Rappel über mich, wo ich bloß Dummheiten machte! Denk’ nur, Lutz: ich habe Wilhelm mal einen Brief geschrieben, in dem ich – wie sagt man da? – ja: in dem ich Schluß mit ihm machte! Aber komischerweise ist dieser böse Brief nie bei ihm angekommen – als wollte ein gnädiges Schicksal mich vor der größten Torheit meines Lebens bewahren. Wo die Post sonst nie etwas verliert!“ „Ja“, meinte Wilhelm, „in meinem damaligen labilen Gemütszustand, und sehr empfindlich war ich auch, hätte ich nach einem solchen Ab-

sagebrief wohl nie mehr den Weg zu Mathilde zurückgefunden.“

„Wie heftig habe ich ihn hinterher gleich bereut. Als mir aber Wilhelm bei der nächsten Gelegenheit mit der alten Unbefangenheit gegenübertrat, merkte ich gleich, daß da ein guter Dämon eingegriffen haben mußte! Erst sehr, sehr viel später, als nichts mehr zu verderben war, habe ich es Wilhelm eingestanden – ich schämte mich schrecklich!“

„Ja“, schloß Speidel den Bericht, „wir haben uns tatsächlich gleich nach dem Abitur heimlich verlobt und so früh wie möglich geheiratet.“

Die beiden schauten sich strahlend an; Lutz wußte, daß so das Glück dreinschaut. Zwischen Frau Ilse und ihm gab es keine solchen Blicke . . .

Aber er sagte ihnen dann doch alles und schonte sich nicht. Sie blieben eine Weile stumm und ernst, den seltsamen Verschlingungen des Geschehens nachdenkend. Dann klangen die Gläser zusammen.

Mit dieser Erzählung ehren wir das Andenken an den zu Beginn des Jahres 1962 allzufrüh verstorbenen Dr. Karl Fuß (Wilhelmsdorf), der unseren Lesern unter dem Dichternamen Wendelin Überzwerch bekannt ist. Mit seinen gemütvollen Geschichten und seinen tief empfundenen Gedichten wird er in die schwäbische Literaturgeschichte eingehen.

Durchs dunkle Tor

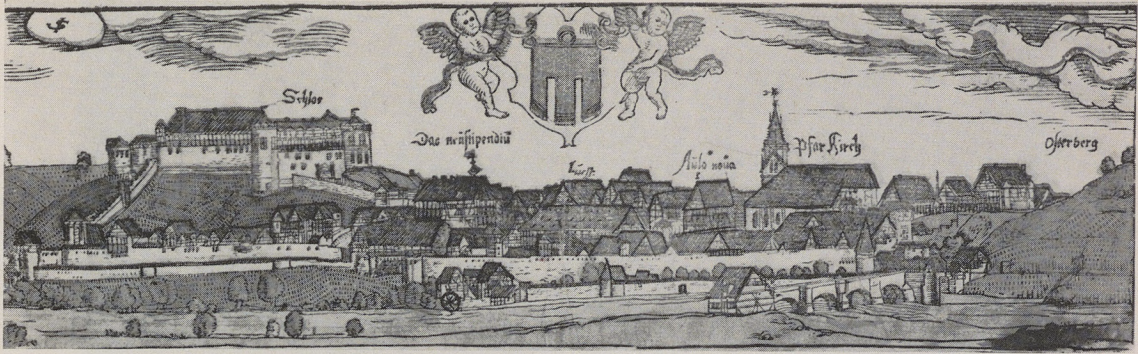
Zu Hermann Hesses Tod

Als man die ersten Garben band,
war seine Ernte eingebracht.
Die Mutter nahm ihn bei der Hand,
die tief vertraute Nacht.

Die seine Schwelle lange mied,
hat nun den Müden fortgeführt
durchs dunkle Tor, einst schon vom Lied
des Jünglings tastend angerührt.

Mondblässe streift das leere Feld.
Im Garten geht ein Weinen um.
Noch ärmer ward die arme Welt:
Narzissens Spiegel ist zerschellt,
Goldmund ist stumm.

Maria Müller-Gögler



1. Südansicht von Tübingen. Holzschnitt von Jonathan Sauter, 1590. Württ. Staatsgalerie Stuttgart

Der Fünfeckturm des Tübinger Schlosses

Eine baugeschichtliche Studie von Adolf Rieth

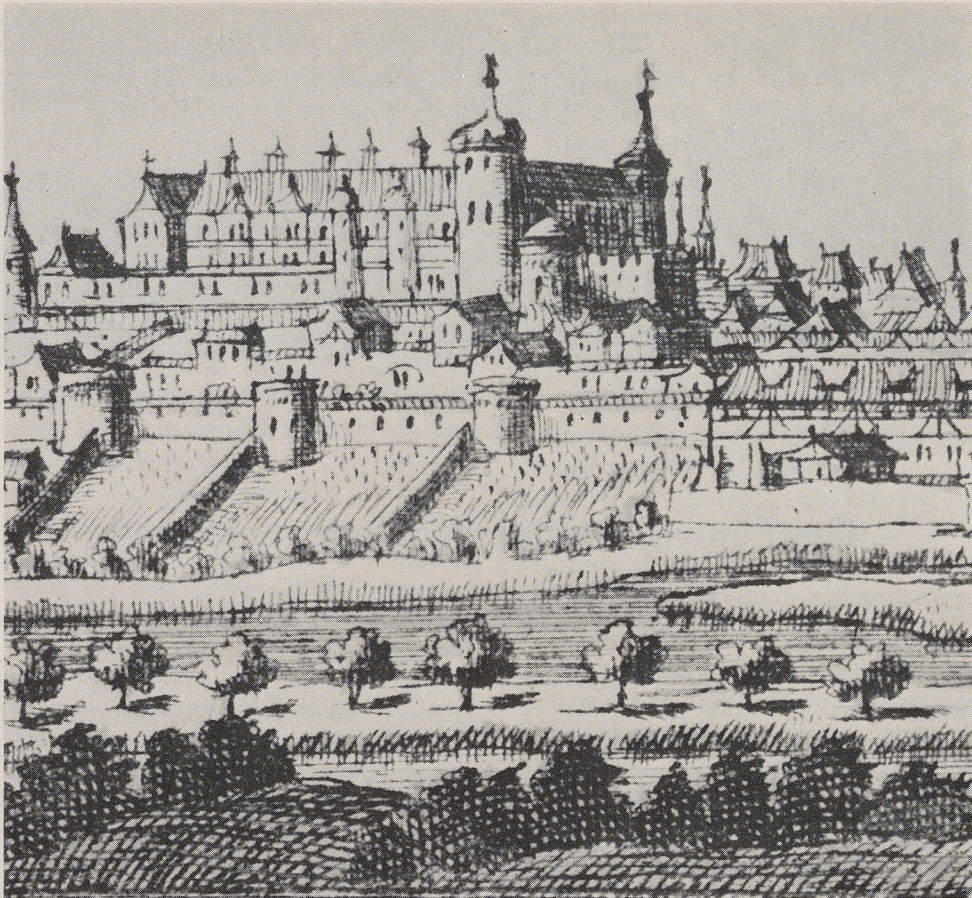
Hoch über der Neckarhalde, einem Vorkap von Hohentübingen gleichend, als Baukörper den mächtigen Rundtürmen des Schlosses so unähnlich, verwegen an den Hang gesetzt, doch wohl gegründet im felsigen Grund der Neckarhalde, steht er vor uns und über uns, der Fünfeckturm, dem man auf den ersten Blick ansieht, daß er nicht aus dem 16. Jahrhundert, aus der Zeit Herzog Ulrichs stammen kann. (Sein Grundriß und seine gesamte Architektur unterscheiden sich so wesentlich von den Bauformen der Renaissance, daß gar kein Zweifel darüber entstehen kann, daß wir in ihm eine spätere Hinzufügung sehen müssen.)

Daß es an dieser Stelle, im Hals des inneren Grabens um die Mitte des 16. Jahrhunderts offenbar keinen Turm gab, erweist die bisher älteste Darstellung von Tübingen, in dem 1572 erschienenen Städtebuch (Vallegio e Rota, Racolta di le piu illustri . . . Citta). Im übrigen macht dieser bislang älteste Stich einen sehr flüchtigen Eindruck. Er dürfte auf dasselbe unbekannte ältere Vorbild zurückgehen wie der zu Tübingen 1590 gedruckte Holzschnitt von Jonathan Sauter, Abb. 1, auf den sehr wahrscheinlich der bekannte Stich von Braun und Hogenberg wieder zurückgeht¹.

Auf allen diesen frühen Darstellungen erscheint Hohentübingen als eine massige von starken Rundtürmen an den Ecken markierte Burg, die durch Schenkelmauern mit dem Hirschauertor und der Stadtbefestigung längs des Neckars verbunden ist.

Am Ostflügel des Schlosses ist das obere Burgtor und die von Mauern eingefasste Burgsteige sichtbar. Daß damals schon ein unterer Graben mit Torbau existierte, ist in diesen Darstellungen kaum wahrnehmbar. Man hat überhaupt den Eindruck, daß es die Stecher damals mit manchen Einzelheiten nicht so genau genommen haben und daß sie die Fehler ihrer Vorbilder ohne weiteres übernahmen. Vergleicht man den Sauterschen Holzschnitt von 1590 mit einem nur fünf Jahre später entstandenen Kupfer aus dem „Parvum Theatrum Urbium“ des Adrianus Romanus (Abb. 2), so fällt uns u. a. unter dem hohen Südostturm ein kleinerer Rundturm auf, den man zunächst als den Vorgänger des Fünfeckturms anzusprechen geneigt sein könnte, wenn der kleine Stich (5,7 × 10,7 cm) nicht sonst so ungenau wäre. Neben dem viel zu schlanken späteren Sternwartenturm und dem zu schmal gezeichneten Haspelturm erheben sich auf dem Südflügel eine Reihe spitzer Dachreiter, die es wohl nie gegeben hat. Die Stadt selbst ist schematisch dargestellt, am Fuße des südlichen Schloßhügels sind Häuser angedeutet, die es ebenfalls nie gab, und die Höhe der Burghalde zwischen Schloß und Stadtmauer ist völlig verzeichnet.

Welcher von den Stichen des 16. Jahrhunderts kommt nun der Wirklichkeit am nächsten? Befragen wir darüber auch eine bis jetzt unveröffentlichte Urkunde des Jahres 1592, genauer gesagt vom 12. Juli 1592, einen Schriftsatz, den der ehemalige herzogliche Chefarchitekt, Georg Beer, bekannt als Erbauer des

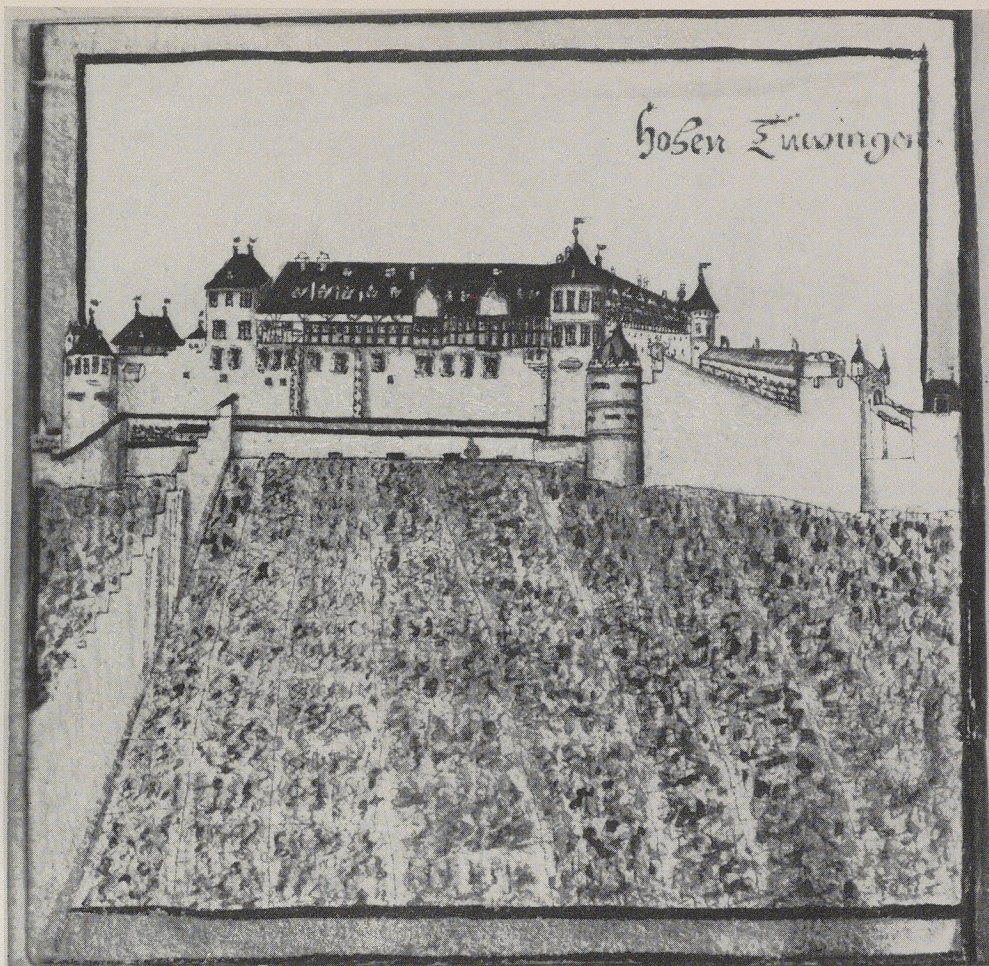


2. Schloß Hohentübingen, nach einem um 1595 veröffentlichten Stich bei Adrianus Romanus, mit einem Rundturm unter dem höheren Südostturm

Stuttgarter Lusthauses, an seinen Herrn, den Herzog Ludwig, gerichtet hat². Das Schreiben nimmt seinerseits Bezug auf einen Bericht des damaligen Burgvogts von Hohentübingen, Hermann Ochsenbach. (Beer weilte anlässlich der Bauarbeiten am „Collegium Illustre“ zwischen 1588 und 1592 sowieso öfters in Tübingen.) Sein Bericht hat die Überschrift: „Zu meines gnedigsten Herrn und Fürsten underthenigsten bericht wegen eines thurns im schlossgraben dasselben.“ Er lautet folgendermaassen:

„Gnedigster Fürst und Herr, Nachdem der burgvogt uff Tüwingen underthenigst bericht und angebracht wie das an dem understen thor gegen der Statt ein haimlicher thurn und streich wäre, welche bisher niemand in acht gehapt, auch nit verwart und in abgang khumen, hierauf mir dis beigethan derart ervolgt, dass ich mich gleich alsbald und unverlangt an gedacht orth begeben, solche nothwendigkeit besichtigen und erwegen wie solchen in wenigsten costen geholffen.

Deswegen ich in denen tagen dahin verraist, und in allem den augenschein eingenommen, befinde ich solches berichtermaassen also beschaffen, als Erstliches wie diser thurn, im äusseren graben underm ersten thor alda der alt thorwart wonet, inwendig drey absez zu boden oder gewelben gerichtet auch in jedem stockh seine streich oder schusslöcher zu denen aber keine . . . (treppe) oder eingang niemallen gerichtet worden und dise im nothfall nit kennden oder megen gebraucht werden, hat gleichwohl unden im graben ein thür, die offen und nit beschlossen, kann auch in disen niemand nit denn auf laitern khumen. Ist also nit ohn als wie der burgvogt anzeigt dass leichtlich schaden durch böse verwegene buoben beschehen möcht, diser und anderer gefahr zufürkumen, were mein undertenigs bedenken wie es auch die Nothdurft ervorderet, dass in solchen inwendig mit zweyen gewelben von bachenstainen gefasst und dann oben mit braiten bletlin besetzt. Alsdann kann man diese streichwehren gebrauchen und zu schusslöchern khumen. Die beiden gewelber samt den zwuo gehauenen liegenden thüren werden ongefehr costen 36 fl.



3. Schloß Hohentübingen, Aquarell aus dem Skizzenbuch des Schloßhauptmanns Nikolaus Ochsenbach, um 1620, mit dem „Schieferturm“, dem Vorgänger des Fünfeckturms

Die thüren so unden verfallen auf dass man jeder zeit mit gelegenheit in graben khumen mag, weren dise mit gehauenen stücken von neuem aufzusetzen, auch dass mit einer eichenen thüren, die mit sturz überschlagen beschlossen gemacht, mechte costen in allem 9 fl.

Und dann inwendig dises thurns ist das gemäuer erfroren und ausgefallen, das lang 17 schuch, hoch 7 schuch, also nothwendig, dass dis mit gehauenen stücken wider gefasst und ausgemauert das costen macht 16 fl.

Es hat gleichwohl in disem graben gegens Hagthor ein Futtermauern da man figlich und wohl mit läitern in graben khumen mag, dieweil aussen der berg oder rain unden vom thor herauf gehet und oben der mauern über ist. Damit dis besser beschlossen, ist es ein Nothdurft dass uff solchem ein Brustmauer aufgefihrt so lang 48 schuch, hoch 8 schuch, dick 2 schuch, zu/dem dass solche mauern vorm wetter verwaret, soll diese mit hol- oder oberzigeln bedeckt, Innen und aussen mit einem kraussen wasserwurff bestochen werden, mecht in allem ohngevär costen 28 fl.

Dann für ristholz, bockstall, zwuo stigen und britern samdt den anderen 16 fl.

Summa hat dieser bau Costen Einhundertfünf Gulden (150 fl.). Derweil solcher thurn also im fall under der brucken, da sich niemand jetzt vil jahre geachtet, daher auch diser mangel erzäugen, halte ich meines underthenigen erachtens für ein sonder Nothdurft dass solches alles vorgesetztermaassen zugericht und gemacht werde. Doch steht es zu Euer fürstlicher gnaden fernerem gnedigen bedenkhen und wohlgefallen welches disselben ich underthenigs berichten und zu gnaden auch befehlen solle.

Den 12. Juli 1592

(Gez. Beer). placet (des Herzogs)

In diesem sehr anschaulich abgefaßten Schreiben geht es im wesentlichen um einen Turm im äußersten Graben am untersten Tor, der auf keinem der vorgenannten Stiche abgebildet ist. (Den äußeren Graben selbst würde man auch auf keinem dieser Stiche



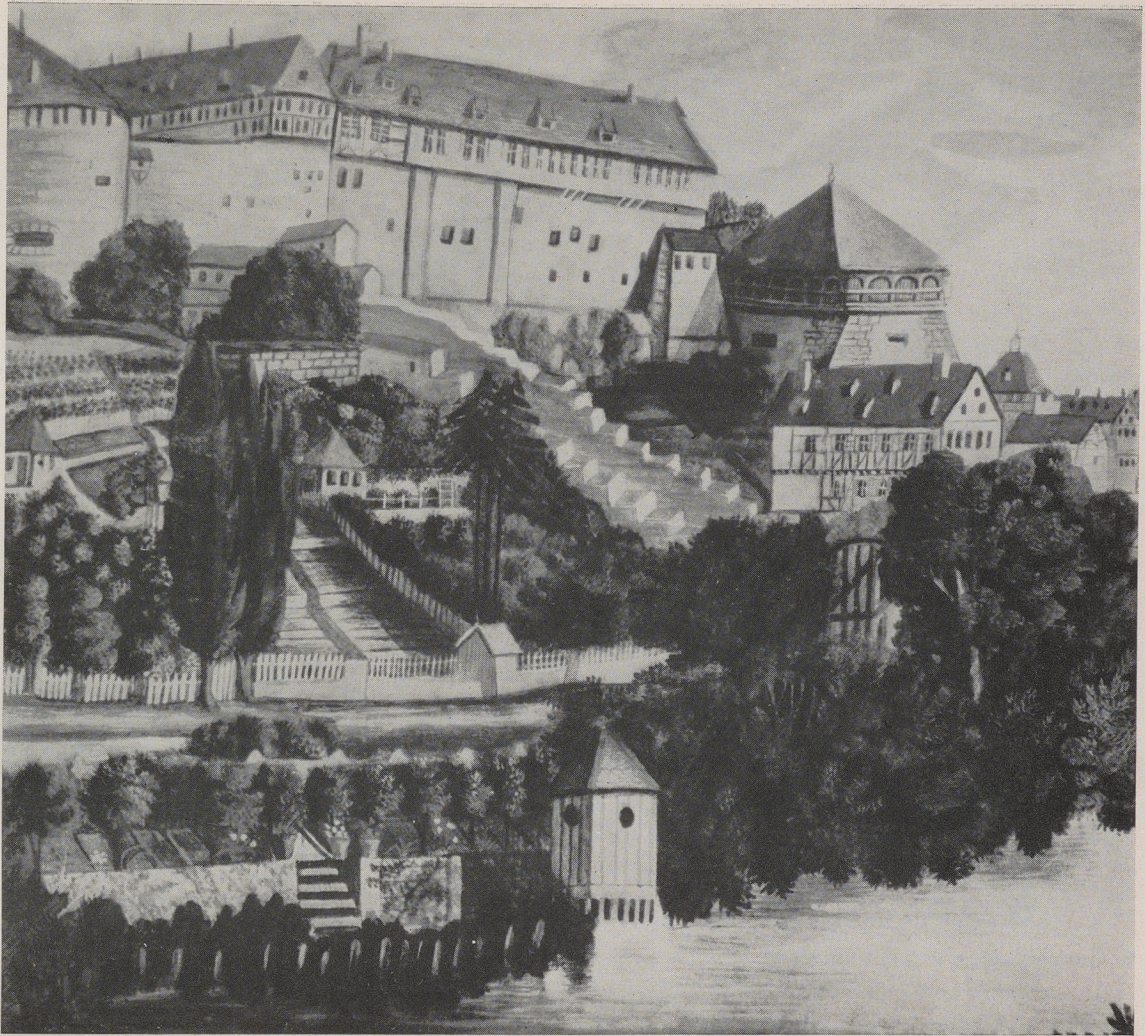
4. Tübingen von Norden. Aus dem Kieser'schen Forstlagerbuch 1683. Vom Fünfeckturm ist die Spitze sichtbar.
Württ. Hauptstaatsarchiv Stuttgart

erkennen. Nur ein Giebelbau an der Burgsteige auf Sauters Holzschnitt (Abb. 1) läßt sich als das untere Torhaus aus dem 16. Jahrhundert deuten, auf das auch eine heute noch dort sichtbare spätgotische Pforte hinweist.) Der in Beers Bericht erwähnte Turm hatte wohl Schußlöcher nach außen hin, im Inneren aber fehlten ihm noch die Gewölbe und die Zwischenböden, deren Einbau empfohlen wird. Der Turm ist also unfertig und hatte eine Türöffnung, zu der man, vom Graben her, über eine Leiter gelangen konnte, so daß man den Argwohn des Burgvogts wohl versteht, daß sich darin „leichtlich böse und verwegene Buben“ verstecken könnten. Um diesem unbefriedigenden Zustand abzuhelpfen, schlägt Beer seinem Fürsten vor, hier zwei „Bachsteingewölbe“ einziehen zu lassen, Falltüren einzubauen und den Bau durch eine feste, eichene Tür unter Verschuß zu bringen. Der Bericht endet mit dem Vorschlag, auch die den Graben nach Norden hin sperrende „Futtermauer“ zu verstärken, d. h. mit einer gedeckten Brustwehr zu versehen und neu putzen (bestechen) zu lassen. Offenbar sind die von Beer vorgeschlagenen Instandsetzungen an dem unteren Grabenturm nicht mehr

durchgeführt worden, da Herzog Ludwig kurz darauf, im Jahre 1593, gestorben ist.

Um diese Zeit aber dürfte es schwerlich einen oberen Grabenturm gegeben haben, auch wenn ein solcher auf dem sehr ungenauen Stich des Adrianus Romanus abgebildet ist. Sonst wäre man zur Annahme gezwungen, daß man dort oben vor 1595, also noch zu Herzog Ludwigs Zeiten, einen kleinen Rundturm erstellt hätte, der aber 1590 bei Jonathan Sauter noch fehlt und an dessen Stelle man schon 1606, ohne Kriegszerstörung, einen neuen Turm errichtet hätte, was doch sehr wenig wahrscheinlich ist.

Ludwigs Nachfolger, Herzog Friedrich, hatte auf Schloß Hohentübingen andere Pläne. Sein Baumeister hieß Heinrich Schickhardt, der schon unter Beer, um 1591, „Risse von Hohentübingen“ gefertigt hatte. Herzog Friedrichs Pläne sahen vor, das Schloß sowohl im Westen wie im Osten durch eine mächtige Bastion zu erweitern, keine einfache Aufgabe, zu der auch die Stadt Tübingen beitragen sollte, wie aus einem 1602 an den Rat gerichteten herzoglichen Schreiben hervorgeht, in dem es u. a. heißt: „daß der neue Bau (gemeint sind die Bastionen) nicht allein



5. Das Schloß im Jahre 1817. Der Fünfeckturm vor dem Umbau

uns sondern auch zu besserer Beschützung(!) von Stadt und Bürgerschaft dienen solle“. Erst nach längerem Sträuben bewilligte die Stadt die vom Herzog geforderte Fronleistung, und der Widerstand der Bürgerschaft ist verständlich, wenn man an die weiten Steintransporte denkt, die hier nötig waren. Verbaut wurde jetzt – man sehe sich daraufhin das untere, das sogenannte „Friedrichstor“ an – der wohl aus dem Gönninger Tal stammende Kalktuff, neben dem näherliegenden Stubensandstein, der am Hauptbau des 16. Jahrhunderts dominiert. Das herzogliche Bauprogramm sah aber nicht nur die Ausführung der Basteien beim Fehmgericht und im Osten, zwischen oberem und unterem Tor vor, sondern den Umbau des unteren Tores selbst, mit seiner triumphbogenartig auftrumpfenden Fassade, die von zwei (damals

mit Schiefer gedeckten) Ecktürmchen überhöht und flankiert wird.

Die Bauarbeiten begannen offenbar oben am Schloß selbst, wo im Jahre 1601 nicht nur der große steinerne Altan längs des Ostflügels über dem Graben vorgebaut wurde, sondern nunmehr auch als südliche Flankensicherung des oberen Grabens „eine starke runde pastey an der ecke des schlosses gegen der Neckarhalden herab“ aufgerichtet wurde. Auf diese neue runde Bastei, die der tatsächliche Vorgänger des Fünfeckturms war, nimmt auch eine weitere Urkunde des Jahres 1606 Bezug, in der vermeldet wird, daß im Zusammenhang mit dem neuen Vorwerk „der nider thurm durch den Werkmeister Anton Keller gemacht worden sei“.

Diese Neubauten, das Vorwerk über der Burgsteige,

Südostturm völlig und den unter ihm stehenden „Schieferturm“ teilweise zerstört, dessen Dach durch herabstürzende Trümmer schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde. – Wir hören aber auch, daß die in der Neckarhalde wohnenden Tübinger Bürger in diesem Jahr schwer zu leiden hatten. Nachdem sie erst die Kurzschüsse der am Derendinger Mühlbach stehenden französischen Artillerie über sich ergehen lassen mußten, rannten ihnen nach der Sprengung die den Berg herabrollenden Steine Mauern und Haustüren ein. Man kann sich vorstellen, wie die Tübinger Bürger aufatmeten, als die militärische Tüchtigkeit der bayerischen Verteidiger nach drei Wochen nachließ und diese vernünftigerweise einen „ehrevollen“ Abzug dem Aushalten bis zum letzten Mann vorzogen³.

Am Schloß und in der Stadt wurden zunächst nur die schlimmsten Schäden notdürftig behoben: Mauern und Dächer geflickt, die Fenster wieder eingesetzt. (Allein am Schloß mußten nicht weniger als 12 978 Rundscheiben erneuert werden.) Erst im Jahre 1650 begann der eigentliche Wiederaufbau, indem man die große Sprenglücke zwischen Südflügel und zerstörtem Südostturm zu schließen versuchte. Leider hat man davon abgesehen, diesen Turm, dessen Gewölbeansätze heute noch sichtbar sind, wieder in die Höhe zu bauen. Von dem darunter stehenden Schieferturm trug man zunächst aus Sicherheitsgründen ein angeschlagenes Geschloß ab und verwendete die dabei gewonnenen Steine zur Aufführung des mächtigen Strebepfeilers neben dem Fünfeckturm, der im 19. Jahrhundert auf die Höhe des Schloßbalkons gebracht wurde. Erst als dann auch Südflügel und Schloßkapelle wiederhergestellt waren, entschloß man sich endlich 1667 zum Bau einer massigen, fünfeckigen Bastei, die Südostturm und Schieferturm ersetzen sollte.

Diese Bastei, der heutige Fünfeckturm, besteht aus vier Geschossen – er hat also ein Geschloß mehr als sein Vorgänger, der „Schieferturm“. Sein Mauerwerk ist nur an den Ecken massiv, sonst aber in zwei Schalen ausgeführt, die zum Teil nur lose mit Bauschutt und Mörtel aufgefüllt sind. Die Turmecken sind durch kräftiges Bossenwerk verstärkt, die Fundamente sind in den gewachsenen Sandstein eingelassen. (Ob die Zwischenböden der einst sicher bestückten Bastion mit Steinplatten ausgelegt waren, ist nicht mehr nachweisbar, aber sicher anzunehmen.) – Hat nun der Turm damals auch schon sein charakteristisches Dach bekommen? Offenbar ja – denn auf einer Schloßansicht im „Kießerschen Forstlagerbuch“ aus

dem Jahre 1683, die einen recht verlässlichen Eindruck macht und Schloß und Stadt von der Waldhäuser Höhe her gesehen zeigt, ragt über der Bastion des östlichen Vorwerks, dem heutigen Schloßgarten, das spitze Dach des Fünfeckturms in seiner jetzigen Form heraus (Abb. 4). Einen besonderen Akzent erhielt der neue Turm durch einen kühn nach Süden über die Neckarhalde vorragenden Erker mit spitzem Dach, der auf einer Darstellung von 1817 (Abb. 5) noch vorhanden ist, während heute nur noch die steinerne Konsole auf diesen Auslug hinweist. Dieser Darstellung ist auch zu entnehmen, daß das oberste Geschloß des Fünfeckturms, in dem heute der Wetterdienst untergebracht ist, damals eine offene Halle mit rundbogigen Fensteröffnungen war, die mit Holzläden verschlossen waren. Die Bauzeit des Fünfeckturms oder wie man im 17. Jahrhundert sagte, des „Neuen Werks“, hat sich von 1667 bis 1672 über mehr als fünf Jahre hindurch hingezogen. Die Baukosten beliefen sich insgesamt auf 9750 Gulden.

Dem Fünfeckturm ist eine Feuertaufe glücklicherweise erspart geblieben. Als die Franzosen 1688 wieder Tübingen besetzten, tat der Schloßhauptmann mit seinen 25 Mann Besatzung klug daran, Hohentübingen nicht zu verteidigen, das sonst wohl dasselbe Schicksal wie das Heidelberger Schloß erlitten hätte. Denn die Franzosen wollten das Schloß schleifen, auch ohne daß ein Schuß gefallen war. Daß die schon eingebauten Sprengladungen meist „versagten“, verdanken wir nicht zuletzt der Verhandlungskunst Professor Lucas Oslanders und dem glücklichen Umstand, daß man den Eifer der französischen Mineure durch ein „größeres Trinkgeld“ besänftigen konnte. So wurde von einem Untergraben der Türme abgesehen. Während im Hasengraben eine Mine einigen Schaden anrichtete, hat der damals kaum zwei Jahrzehnte alte Fünfeckturm diese Krise heil überstanden. – Gleich zu Beginn des 18. Jahrhunderts sah es wieder bedrohlich aus. Im Zuge des spanischen Erbfolgekriegs wurde das Schloß wieder verteidigungsbereit gemacht: 1703 lag sogar eine Besatzung von 150 Mann oben. Da werden wohl auch die Kanonen im Fünfeckturm besetzt gewesen sein. Dann wurden die Zeiten wieder ruhiger, und da die militärische Bedeutung Hohentübingens immer mehr zurückging, wurde am Schloß wenig mehr instandgesetzt. Der Bau kam zusehends herunter und wurde auch als Wohnsitz von den fürstlichen Herrschaften gemieden. – Um die Mitte des Jahrhunderts lag nur noch eine Brandwache oben, die bei Feuersbrünsten einen Stückschuß löste. Auch der Fünfeckturm mag als Aus-



7. Schloß Hohentübingen im Jahre 1830.

Das oberste Geschoß des Fünfeckturms ist jetzt ausgebaut, der Erker ist abgebrochen

lug gedient haben. Wir hören aber nichts über ihn. Wahrscheinlich stand er leer und vielleicht ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts der junge Ludwig Uhland in seinem Keller herumgestiegen, dessen Elternhaus in unmittelbarer Nachbarschaft in der Neckarhalde steht. – Für Zwecke der Universität, die gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts große Teile des Schlosses übernahm, eignete sich der Fünfeckturm nicht. Er fand erst vom Jahre 1824 ab als „Criminalgefängnis“ des darunter in der Neckarhalde stehenden Amtsgerichts eine neue Verwendung. Aus den erhaltenen Plänen (Abb. 6) geht hervor, daß das unterste Geschoß über dem geräumigen, in mehreren Stufen sich aufbauenden Keller, also das Geschoß, in dem sich heute das Amt für Denkmalpflege befindet, als Wohnung des Gefängniswärters ausgebaut wurde. In die beiden darüberliegenden Geschoße wurden Gefängniszellen eingebaut. Erst um jene Zeit wurde das oberste Geschoß mit Fachwerk versehen, das auf einer Lithographie des Jahres 1830 (Abb. 7) erstmalig deutlich sichtbar ist. Im Zuge dieser Bau-

arbeiten wurde auch das kecke Ecktürmchen abgebrochen, auf das heute noch eine verkleidete Tür und die Steinkonsole hinweisen. Vom Amtsgericht her wurde damals auch ein heute noch existierender Treppenaufgang geschaffen, dessen 117 Stufen zu einem versteckten Törchen hinaufführen, durch das man die „Delinquenten“ unauffällig in das fünfeckige Gefängnis einliefern konnte. – Der obere Zugang zum Turm, von der Burgsteige her, ist erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts geschaffen worden. In derselben Zeit droht dem Fünfeckturm Gefahr von dem Tübinger Ordinarius für Ästhetik, Köstlin, der im Rahmen einer großen Denkschrift zur Verschönerung Tübingens vorschlägt, nicht nur das Gefängnis im Fünfeckturm aufzulösen, sondern auch dessen polygonalen Dachaufsatz zu beseitigen, damit hier eine Aussichtsplattform errichtet werden könne. Glücklicherweise ging im Jahre 1904 nur der erste Teil von Köstlins Wünschen in Erfüllung: die Verlegung des Arrests.

Mit der Erstellung eines neuen Gefängnisbaus ober-



8. Schloß Hohentübingen im Jahre 1862 (Bleistiftzeichnung)

halb des Justizgebäudes am Österberg wird das alte „Criminalgefängnis“ in unserem Turm aufgegeben. Der „Fünfeckige“ steht leer und wird als „Wohnturm“ vermietet. Einen dieser Mieter vor dem ersten Weltkrieg, einen alten Beamten, lernte ich vor einiger Zeit kennen. Er erzählte, wie er die ganze Bastei, gegen einen minimalen Mietpreis, übernommen habe. Der Turm sah neue Gesichter: die ehemaligen Gefängniszellen wurden an Theologiestudenten als begehrte romantische Buden vermietet, im unteren Geschoß wohnte der Herr Inspektor selbst, im Dachstuhl wurden Tauben gehalten, und im Keller wurden Meerschweinchen gezüchtet, die man als Versuchstiere bei den Kliniken günstig absetzen konnte. Der riesige Keller, der sich amphitheatralisch am Hang empor treppt, war bei den Kandidaten der evangelischen Theologie ob seiner feierlichen Akustik beliebt. Hier hat mancher spätere Dekan seine Probepredigt, die er am Sonntag danach in der Schloßkapelle zu halten hatte, zunächst einmal „ins Unreine“ gesprochen und solange wiederholt, bis sie „saß“. Die Meerschweinchen waren dabei geduldige Zuhörer, fraßen gelbe

Rüben und pfffen manchmal leise . . . So war aus einem dunklen Verlies für Diebe und Spitzbuben ein dämmeriger Übungsraum für werdende evangelische Theologen geworden! Nach dem ersten Weltkrieg lösten sich in unserem Turm nacheinander ein Kindergarten, eine Jugendherberge und nach 1933 ein HJ-Heim ab, das mit heroischen Wandbildern und Kernsprüchen des „Führers“ ausgeschmückt war, die dem Amt für Denkmalpflege weder als „Kunstwerke“ noch als „Zeitdokumente“ erhaltungswürdig erschienen.

Im Jahre 1945 drehte die französische Besatzungsmacht das Rad der Geschichte noch einmal zurück, indem sie den Fünfeckturm wieder und hoffentlich zum letztenmal als Gefängnis einrichtete. Hier saßen alle möglichen Leute, „Politische“ und andere, bis herab zum kleinen Passierscheinsünder, und ich erinnere mich noch gut eines Gesprächs, das ich in Begleitung von Ernst Penzoldt von der Schloßblinde her mit einem Studenten hinter Gittern führte, der im Turm eingesperrt war, weil er bei Bempflingen schwarz über die Grenze gegangen war – nur um

im Rahmen der „Tübinger Kunstwochen“ seinen Lieblingsdichter Penzoldt zu hören. Zu den prominentesten Gefangenen, die der Turm in jener Zeit beherbergte, zählt ein eidgenössischer Freund der schönen Künste, der nach fröhlich durchzechter Nacht ein Quartier im Tübinger Polizeigefängnis „abgelehnt“ hatte und der dann im Fünfeckturm eingeliefert von seinen Mitgefangenen als „moderner Arnold Winkelried“ gefeiert wurde.

Eine letzte Reminiszenz an diese Zeit nach 1945 ist ein mit Stacheldraht umwickelter Blitzableiter vor meinem Fenster, der zum Dach des Turms hinaufführt. Den Stacheldraht haben die Franzosen anbringen lassen, nachdem ein Häftling, der von Beruf Akrobat war, auf einem abschüssigen Gesims waghalsig balancierend, das auf Veranlassung der Franzosen teilweise abgeschlagen wurde, über den Blitzableiter kühn in die Freiheit gerutscht war. Zur Erinnerung an diese sportlich-patriotische Tat mag der „Stacheldraht“ auch weiterhin dranbleiben!

Mit dem Einzug des „Wetterdienstes“ und der

„Denkmalpflege“ hat der Turm noch einmal seine Besatzung gewechselt. Nun ist auch hier die Wissenschaft eingezogen wie in den übrigen Räumen des Schlosses, und damit ist die friedliche Verwandlung des Schlosses in eine Hochburg des Geistes zum Abschluß gekommen, die vor rund 200 Jahren mit der Einrichtung der Sternwarte begonnen hat. – Jetzt ist der „Fünfeckige“ sogar Sitz der Behörde geworden, die ihn und seinesgleichen beschützt und pflegt. Möge er noch lange das „Pentagon der Denkmalpflege“ bleiben!

¹ Die frühen Tübinger Schloßansichten sind bei M. Scheffold „Alte Tübinger Stadtansichten, 1953“ und in den „Tübinger Blättern, 1898“ veröffentlicht. – ² Die Kenntnis dieses Berichts verdanke ich Herrn Dr. Maurer vom Württ. Staatsarchiv Stuttgart. – ³ Diese Einzelheiten sind den Ausführungen von A. Koch in den Württ. Vierteljahresheften N. F. VI, Th. Schön in den „Tübinger Blättern“ 1904 ff. und H. Mahn „Hohentübingen“ in der Zeitschrift „Schwaben“ 1942, 105 ff., entnommen. – ⁴ Abb. 5 und 8 verdanke ich dem Entgegenkommen der Städt. Sammlungen, Abb. 6 dem Staatl. Hochbauamt Tübingen, Abb. 7 der unvergessenen Freundlichkeit von Frau Sonnenwald †.

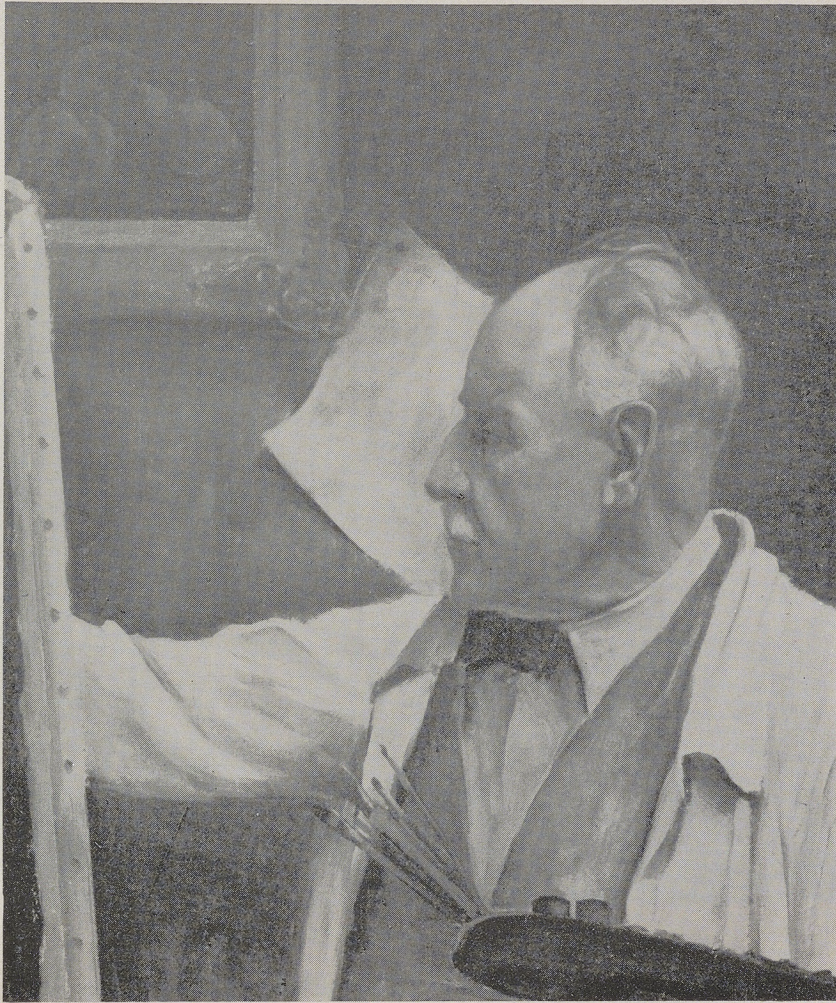
Walter Strich-Chapell

1877–1960

Von Adolf Schabl

Walter Strich-Chapell wurde am 28. Juli 1877 in Stuttgart als Sohn eines Redakteurs am Schwäbischen Merkur geboren, der früh starb, so daß der Jüngling auf Brotverdienst angewiesen war. Er ging zunächst zwei Jahre bei einem Dekorationsmaler in die Lehre; dann wurde er am Kgl. Residenztheater Stuttgart, unter Plappert, Theatermaler, um schließlich 1895 die Kunstgewerbeschule zu besuchen. Durch eine Begegnung mit dem 1851 in Bietigheim geborenen Gustav Schönleber, Professor an der Kunstakademie in Karlsruhe, erhielt er 1897 ein Stipendium an dieser Anstalt. Vorübergehend gehörte er auch der Stuttgarter Akademie und zwar der Klasse von R. Pötzberger an. 1900–1904 finden wir ihn wieder in Karlsruhe als Meisterschüler Schönlebers. Dann machte er sich selbständig und lebte seitdem als freier Maler in Sersheim, wo er sich noch 1904 ein später vergrößertes Haus im Jugendstil erbaute und das zum Grundstück gehörige Ödland in einen gepflegten Garten verwandelte.

Damit ist sein künstlerischer Ausgangspunkt klar umrissen. Er liegt im Kreise der schwäbischen Landschaftsmalerei, die – ohne es zu wissen oder zu wollen – das Naturgefühl der schwäbischen Dichterschule des 19. Jahrhunderts mit dem neuen maleischen Sehen eines impressionistischen Naturalismus verband. Es ist etwas Seltsames um die Landschaftsmaler dieser Generation: sie „wollten nur Natur und fanden dennoch Poesie“ (Gradmann). Dies geschieht in folgender Weise. Ihre Bilder wenden sich einerseits ganz an den Augensinn, aber in dem Empfinden für die Verwandtschaft aller Farben im Lichte offenbart sich ein lyrisches Gefühl für die Einheit alles Erscheinenden überhaupt; bezeichnend dafür ist die Durchdringung des Farblebens mit tonigen Helldunkelstufen aller Grade. Mehr noch: oft kommt es zu einem fast gedanklichen Bauen des Bildes aus den Grundrichtungen der Bildfläche. Mit dem optischen Element verbindet sich ein geistiges. Es ist immer „Natur gesehen durch ein Temperament“, vielmehr



Walter Strich-Chapell, Selbstbildnis

ein Gemüt, das die Natur als ein Geordnetes und Ganzes schaut und erkennt, darin aber sich selbst so versteht.

All dies ist bei Strich-Chapell unverkennbar. Vieles weist auf die Lehrer Schönleber und Pötzelberger, manches auch auf Reiniger und Pleuer. Dahinter taucht der alte Hans Thoma auf, auch Ludwig Dill, Wilhelm Trübner. Später wurde Cézanne von Bedeutung, vor allem aber beeinflussten ihn Leute des Kubismus wie Kanoldt (geboren 1881), mit dem er später in Olevano zusammenlebte, den er jedoch schon in Karlsruhe kennengelernt hatte.

So kann es nicht wundernehmen, daß bei Strich-Chapell immer wieder beides festzustellen ist: einmal eine hoch entwickelte Augensinnlichkeit, welche sowohl in zartesten Farb-Übergängen als auch den daraus hervortretenden Farb-Gegensätzen spürbar

ist, sodann ein Hang zum konstruktiven Komponieren, zur betonten Klarheit und Gesetzmäßigkeit des Aufbaues. Beides dient dem „Bild“ und dies heißt einem durchgliederten Ganzen, das sowohl in den Farbtönen als auch im zeichnerischen Grundgefüge in Erscheinung tritt, Augensinn und Geist befriedigend. Vielleicht darf man in der fruchtbaren Polarität des Augensinnlichen und Geistigen sogar eine schwäbische Möglichkeit erkennen: die Neigung, sinnlich Geschautes als geistig Gebautes zu begreifen.

Nicht unwichtig für die Verbindung von Farbe und Zeichnung mag für Strich-Chapell die farbige Steinzeichnung mit verschiedenen Platten geworden sein, die seinen Namen erstmals weiteren Kreisen bekannt machte. Die Herstellung der Drucke erfolgte in der Kunstdruckerei des Künstlerbundes Karlsruhe; die Firma Teubner in Leipzig ließ es sich aneignen sein,



Walter Strich-Chapell, Sorengo 1894

mit diesen farbigen Steinzeichnungen die schlechten Oldrucke zu verdrängen. Hingegen hat Strich-Chapell bezeichnenderweise nie ein inneres Verhältnis zum Aquarell gehabt, eher zur Kohle- und Kreidezeichnung.

Seine Entwicklung als Maler lässt sich aus dem Unterschied der beiden Ölbilder von Sorengo von 1894 und der Zeit um 1960 ablesen. Beide Gemälde zeigen dasselbe Motiv. 1894 wurde es gewiß der Natur im Sinne der Freilichtmalerei „abgesehen“; die letzte Fassung entstand im Atelier. Dies zeigt die zunehmende Entfernung vom Natureindruck, die stärkere Verarbeitung zum „Bild“ an. Schon das frühe Werk ist mit einem feinen Sinn für Farbwirkungen gemalt; der Akkord Grün, Rot, Blau kehrt später wieder, nun freilich ganz in Licht gelöst und damit ungleich mehr zu einem Ganzen verwoben. Landschaft wird im Spätwerk als sichtbarer Farbraum erlebt. Der Maler braucht deshalb auch die raumschaffenden Überschneidungen durch die vielen Bäume nicht mehr, deren fast schon an Jugendstilornamente erinnerndes

Zweiggeflecht im übrigen den Raum in Nähe und Ferne zerlegt, so daß die blaue Berglandschaft nur als Sehnsuchts hintergrund gelten darf. Dies ist später ganz anders: Vorder-, Mittel- und Hintergrund fließen ineinander und sie tun dies mit Farben im Licht. Und ebenso bildet das zeichnerische Gerüst keine vorder- und mittelgründige Schicht mehr, es durchwirkt das ganze Bild. Es kommt nun zu einem fast lyrischen Parallelismus von stumpfen Winkeln in den Bergen, den Hausdächern, sogar den Zweigknicken der Bäume. Nicht nur im Tonstufengefüge, auch im Liniengefüge wird in der Fläche zusammengelesen und in diesem Zusammensehen verbirgt sich ein fast mystischer Sinn für „Erdleben“ im Sinne der Romantik, wobei jedoch die stärksten gestaltenden Kräfte auf die Behausungen der Menschen gesammelt sind. In diesem Sinne sind alle Landschaften von Strich-Chapell „Kulturlandschaften“.

In ähnlicher Weise hat er das Thema „Landschaft und Siedlung“ immer wieder neu formuliert. Die Motive fand er in der heimischen Stromberglandschaft,



Walter Strich-Chapell, Sorengo um 1960

am Traifelberg, der Meßstettener Alb, dazu in den Apenninen. Da erblicken wir etwa im Rathaus zu Sersheim ein winterliches Gassenbild, in dem die Farben alle ins Weiß des matschigen Schnees fließen; die in den Hausumrissen und den Zäunen wirkenden Linien des Bildgefüges aber werden alle fest und sicher im Fachwerk eines Giebels abgebunden. Das Ganze ist das Inbild gelungener Ordnung. Oder es hängt im Schulhaus zu Sersheim eine Ortsansicht, in der das heimatliche Dorf dadurch sein Klares, Warmes, Geordnetes erhält, daß das Rot der stillen Dachflächen den bewegten Formen und kalten Farben des Strombergs entgegengesetzt wird. Diesen Gegensatz von stark, ja wild, gekurvten und dunkel – meist blau – getönten Bergen zu regelmäßig gebildeten, hell – oft rot – gehaltenen Hausflächen hat Strich-Chapell mit besonderer Vorliebe behandelt. Dabei standen der impressionistische Naturalismus angedeuteter Art, der Jugendstil, der Expressionismus und der Kubismus Pate. Aber was will dies heißen, wenn wir nicht er-

kennen, daß die daher kommenden formalen Einflüsse einem Natur- und Lebensgefühl eingeschmolzen sind, das die Einzelercheinung nur als Teil des Ganzen gelten läßt, dabei aber im Menschen den Inbegriff der in der Natur waltenden ordnenden Mächte erblickt. So verstanden besitzen alle Landschaften von Strich-Chapell ein Ethos, das sich mit der ästhetischen Wirkung unauflöslich verbindet; zugleich erscheint darin die tiefe Problematik im Verhältnis von Mensch zu Natur überwunden. Nicht zuletzt hieran mag es liegen, daß die Landschaften des Meisters einen so großen Abnehmerkreis fanden.

Die Stilleben, die er uns schenkte, sind weniger bekannt geworden und dennoch gehören sie zu seinen besten Leistungen. Erinnert sei an das Pfeifenstilleben von 1950, das Fruchtestilleben mit Flasche von 1958 und ein Küchenstilleben von 1960. Dabei dient die Tischplatte dazu, die Farben der dargestellten Dinge ineinanderspielen zu lassen. Man könnte auch umgekehrt sagen, daß diese Dinge nur Verkörperungen



Walter Strich-Chapell, Schwäbische Alb bei Meßstetten
Aufnahmen Seite 151-154 Bader - Großsachsenheim

eines seltsam innigen, verbundenen Farbenlebens seien. Besonders stark wirkt ein heute noch in Sersheim hängendes Stilleben mit Pflaumen und Birnen, wobei die ganze Wand im Blau und Grün lebt und webt. Hinzu kommt auch in dieser Bildgattung ein strenger Bildbau, der die einzelne Form nur als Funktion der Gesamtgestalt gelten läßt. Auch im Bildnis hat Strich-Chapell Gutes geschaffen. Sein Selbstbildnis ist darin überzeugend, wie sich der Oberkörper des Malers hinein ins Bild wendet, um sich im Haupt ganz der Leinwand zuzukehren, auf die der rechte Arm stößt. Das strenge, fast asketische, Senkrecht-Waagrecht dieser Bildordnung wird durch den Bilderrahmen links oben betont. Ein schräg an die Wand geheftetes Blatt vertieft die Beziehung zwischen Figur und Rahmen. Das Gesetz der Fläche und ihrer Richtungen scheint den ganzen Mann zu beherrschen; es wird als ein wissentlich und willentlich so

Gefügtes erfahren. Auch im Farbigen lebt das Bild vom Bezug auf die gespannte Leinwand.

In allem bleibt Walter Strich-Chapell für uns der Meister, dem die Entwicklung seiner Formsprache der Darstellung seines Naturgefühles und -bewußtseins diene, in denen sich sein Lebensgefühl und -wissen verbarg. Seine Arbeit galt dem Bestreben, alles Erscheinende in eine malerische Ordnung überzuführen, entsprang dem Bedürfnis, Natur und sich in ihr als Ganzes zu verstehen und in solcher, durchseelter und geistgeprägter, Landschaft recht eigentlich „Heimat“ schauen zu lassen. Es war wohl bedacht, daß ihn der Bund für Heimatschutz zu seinem Ehrenmitglied ernannte; die späteren Jahre brachten – vor allem anlässlich seines 80. Geburtstages – reiche Ehrungen, unter denen seine Ernennung zum Professor hervorragt. Er starb am 17. Juli 1960.

Besuch in einem Dorf

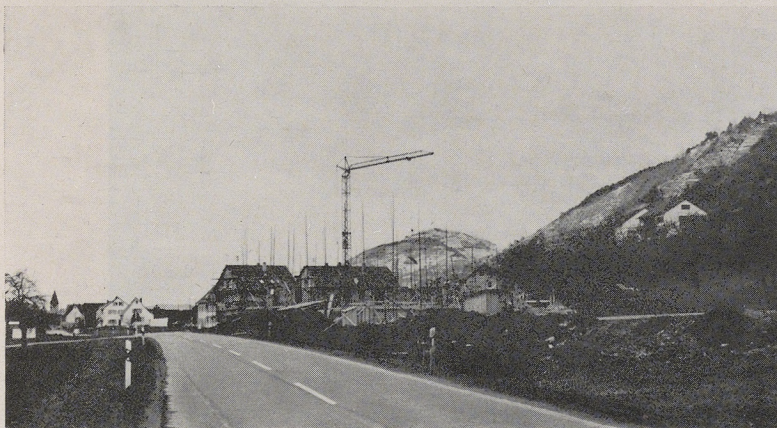
Es ist ein hübsches schwäbisches Dorf; eines unter vielen. Der Name tut nichts zur Sache. Er erinnert uns an Wald und Feld. Das Dorf liegt auf der Grenze dieser beiden Landschaftsformen unseres Hügellandes. Es hat einen alten Kern von Bauernhäusern. Es dehnt sich aus und die neuen Häuser sind selbstverständlich zumeist Wohnhäuser, modern eingerichtet, wie es die Bauherren, die fast alle aus der benachbarten Stadt kommen, sich wünschen. Auch einige Industriebetriebe haben sich in neuerer Zeit niedergelassen. Die Kirche im alten Dorfmittelpunkt stammt nicht aus Zeiten, deren Stilausdruck wir heute schätzen. Sie ist aber durch sorgfältige Bemühung der letzten Jahre zu einem würdigen Raum geworden, der wertvollen plastischen Schmuck aus alter und neuer Zeit birgt. Auch ihre Umgebung wurde pfleglich erneuert (Bild 1). Im Anschluß an das Pfarrhaus, das ein zweigeschossiger Massivbau mit Walmdach ist – es stammt aus dem 17. Jahrhundert – finden wir in der Hauptstraße eine einheitliche Reihe schöner Fachwerkgiebelhäuser. Einige hundert Meter außerhalb der Dorfmitte steht die Friedhofskapelle mit dem heimeligen Namen „Beim Holderbusch“. Ein Palmesel darin erinnert an alten Brauch, der auch heute noch nicht ganz vergessen ist, obwohl der Heiland darauf nicht mehr in Prozession durch die Straßen gezogen wird.

Aber trotzdem betrachten wir die Entwicklung des Dorfes mit einiger Sorge. Kam man früher bei der Friedhofskapelle von der benachbarten Stadt her um die Straßenbiegung, so sah man nach Norden den steilen Hang der Hügel, reich gegliedert durch Weinbergmauern und bekrönt durch den Rand des Waldes, der die andere Seite des Hügelzuges bedeckt. Dieser, bevor er endgültig in die Ackerebene verläuft, schwingt sich noch einmal zu einem kleinen freistehenden Gipfel auf, und „droben“ steht die Kapelle“.



1. Am Kirchplatz

Durfte man diesen einzigartigen Blick, der solch schlichten, zu Herzen gehenden Ausdruck im Lied gefunden hat, zubauen? (Bild 2). Konnte man wirklich die neuen Häuser nicht an anderer Stelle besser, etwa in einem geschlossenen Neusiedlungsgebiet, unterbringen? An der Verkehrsstraße entlang werden sie später sicher stören! Und warum läßt man die Bebauung regellos in das unter Landschaftsschutz stehende Hanggebiet hineinwachsen? Es trägt eine besonders interessante Flora und wurde deshalb vom Verein für vaterländische Naturkunde und vom Heimatbund teilweise erworben.



2. Erweiterung nach Osten



3. Neue Industrie



4. Der geschützte Hang



5. Die Dorfstraße

Aber ebenso wenig befriedigt ein Blick von diesem Straßenstück aus nach Süden. Die Talweite, hinter der die reizend bewegte Silhouette ferner Berge erscheint, wird durch einen neuen Industriebau, der keine Zierde seiner Umgebung ist, durchschnitten (Bild 3). Es ist sehr zu bezweifeln, ob ein solcher Bau, der sich einfach 50 Meter lang über eine oder zwei Ackerbreiten quer ins Tal stellt, jemals Teil eines sinnvoll geordneten Gewerbegebietes werden kann. Wann lernen wir, gewerbliche Anlagen von vornherein so zu planen, daß sie eingegrünt werden können?

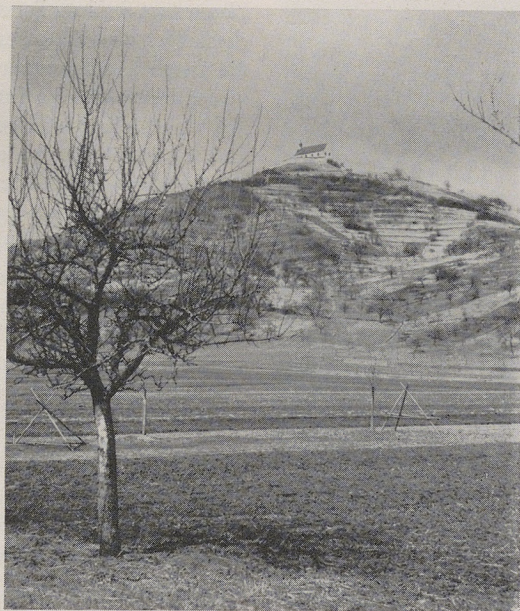
Merken wir denn immer noch nicht, daß um unsere Dörfer herum das Gebiet zukünftiger Entwicklung nur dann richtig genützt werden kann, wenn wir die ersten, scheinbar geringfügigen Ansätze zu gewerblicher und allgemeinbaulicher Ausdehnung mit äußerster „Vorsicht“, d. h. mit einem ganz verantwortlichen Voraussehen und Vorausdenken in die Zukunft planen und lenken. Es ist sicher eine schwierige Aufgabe. Die Gemeinden und Kreise sind durch sie oft überfordert. Die Entwicklung ging viel rascher, als daß die verantwortlichen Planer überall im Land die Zeit für reifliches Durcharbeiten der Ortserweiterungen gehabt hätten, und sie ist noch nicht zu Ende. Wie schön der unberührte Hang heute hinter dem alten Dorf noch aussieht, zeigt Bild 4. Und die feine Giebelreihe der Dorfstraße?, ist sie nicht auch schon gefährdet? (Bild 5). Man spricht davon, das Haus neben dem Gasthaus habe seinen Besitzer gewechselt. Es solle abge-

brochen und durch einen Neubau anderer Form ersetzt werden. Hier liegt keine Notwendigkeit vor, ein lebendiges Bild alter Ordnung zu zerstören, auch der allmächtige Verkehr kann hier kein Opfer fordern. – Also lasse man dieses reizvolle Stück Dorf unangetastet und passe Umbauwünsche eines einzelnen Gebäudes der äußeren Form an.

Das Meiste, was uns bei einem kurzen Besuch Sorgen machte, ist schon geschehen und kaum können wir hoffen, daß es noch zum Guten verändert werden kann. Warum beschäftigen wir uns dann noch mit dem Dorf? Weil wir darauf hinweisen möchten, daß noch manches zu retten ist, wie zum Beispiel die Einheitlichkeit der Dorfstraße und der Kapellenhügel am Westende des Dorfes (Bild 6). Hier darf nichts passieren! Das muß ganz so bleiben, ohne störende Zutaten und Eingriffe. Der Schwäbische Heimatbund hat erst neuerdings zur pfleglichen Erneuerung der Wurmlinger Kapelle und seiner Umgebung einen Zuschuß gestiftet, obwohl er nicht über reichliche Mittel verfügt. Aber er unterstützt nach seinen Kräften gerne eine Gemeinde, die sich die Pflege ihrer historischen Kleinodien zur Aufgabe macht.

Jedoch noch wichtiger ist es uns heute, an einem praktischen Beispiel alle beteiligten Techniker, Politiker und Bürger schlechthin darauf hinzuweisen, um was es nicht nur in diesem, sondern in tausend anderen Dörfern und Städten geht: um die gedankenlose Zerstörung oder um die gute Verwaltung und Mehrung eines unersetzlichen Besitzes, der *Heimatlandschaft* heißt.

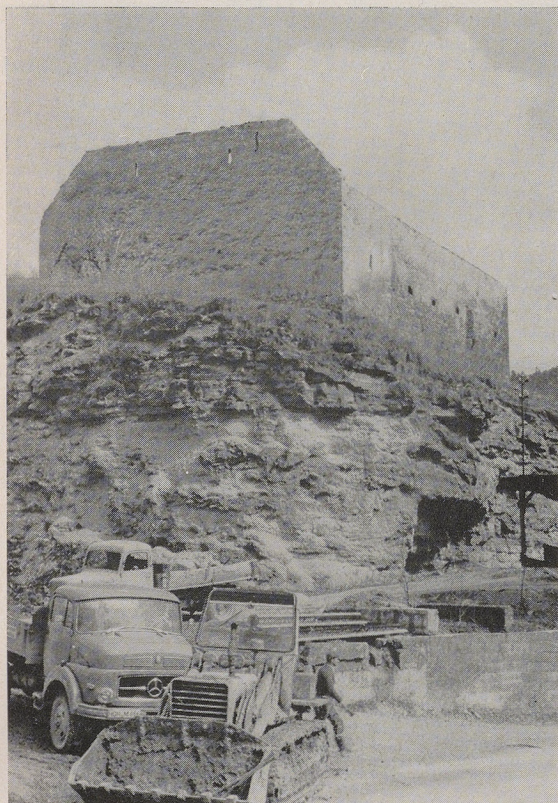
W. Kittel



6. Die Wurmlinger Kapelle Aufnahmen 1-6 Adolf Schahl



Das Neckartal bei Dettingen (Hohenz.). Blick nach Süden, talaufwärts. Im Vordergrund die Ruine Unterdettingen
Aufnahmen Walter Kittel und Adolf Schahl



Die Ruine von der Straße nach Diessen her gesehen. Die Erweiterung des Steinbruchs bedroht die Ruine

Steinbruch bedroht Ruine!

Wer mit der Bahn oder dem Wagen neckarabwärts von Sulz nach Horb fährt, berührt die stattliche Ortschaft Dettingen, die allein in Baden-Württemberg sieben Namensvettern hat. Es mag ihm dabei das Schloß, ein ehemaliges Amtshaus des Klosters Muri, auffallen und die daneben, oder besser darüber, liegende Kirche, die in den letzten Jahren unter Leitung der Denkmalpflege mit viel Liebe instandgesetzt worden ist; das Schloß, eine bauliche Zierde des Ortsmittelpunktes, ist noch mitten in der Instandsetzung.

Auch im unteren Teil von Dettingen, der sich um eine Sägmühle am Ausgang eines Seitentales gruppiert, hat offenbar früher ein steinernes Adelshaus gestanden. Das Inventar der Kunstdenkmäler Hohenzollerns sagt darüber im Band I von 1939 das Folgende: „Bei Unterdettingen liegt eine abgegangene Burg auf der linken Talseite“ (des Neckars) „über der Einmündung des Diessener Baches“.

Man erkennt diese „Burg Unterdettingen“ unschwer in einer Ruine, die etwas erhöht über der Straße nach Horb liegt. Das Gebäude hat zuletzt als Schafstall gedient, ist aber im Jahr 1961 leider abgebrannt – zusammen mit dem danebenliegenden Armenhaus der Gemeinde.

Immer noch ist aber das Mauerwerk recht eindrucksvoll. Es sollte als Zeuge der Vergangenheit erhalten werden.

Zur Zeit droht ihm die Gefahr des vollständigen Abbruchs, denn der Tuffsteinbruch an die Diessener Straße

möchte sich bis vor an die Horber Straße ins Neckartal erweitern. Dagegen bestehen schon vom Standpunkt der Landschaftspflege ernste Bedenken. Durch das Abtragen der Kuppe zwischen den beiden Tälern würde in den sanft geneigten, grünen Hängen dieses unter Landschaftsschutz stehenden Talabschnittes eine böse, weithin sichtbare Wunde entstehen. So muß es als eine Aufgabe des Landschaftsschutzes und des Denkmalschutzes betrachtet werden, hier erhaltend und pflegend einzugreifen. Glücklicherweise ist das Gemäuer mit seiner Umgebung im Besitz der Gemeinde, die sich wohl der selbstverständlichen Verpflichtung, Zeugen ihrer Vorgeschichte zu erhalten, nicht entziehen wird, um so mehr als das staatliche Amt für Denkmalpflege bereit ist, zusammen mit dem Schwäb. Heimatbund und anderen Verbänden der Gemeinde finanziell bei der Instandsetzung der Ruine und ihrer Umgebung zu helfen.

Als Zufahrt zur Burgstelle dient heute noch ein steiler Pfad, der vom Neckartal fast geradlinig über die Höhe nach Dürrmettstetten führt. Gewandnamen deuten darauf hin, daß es sich hier um einen sehr alten Weg handelt.

Der Platz um die Burg wird auch von einem Wanderweg berührt, der vom Schwarzwald herüberkommt. Er bietet eine wunderschöne Übersicht über das Diessener Tal und neckaraufwärts zum Ortsmittelpunkt von Dettingen. Hier könnte ein kleiner Rastplatz für Wanderer mit Liegewiese und Bänken unter Bäumen entstehen. Auf die historische Bedeutung des Platzes wäre hinzuweisen.

Vielleicht lassen sich mit der Zeit auch noch Urkunden über Zweck und Bauzeit des Gebäudes und seine Besitzer finden, die seine Lage auf der kleinen Bergnase am Schnittpunkt zweier Täler an der alten Straße näher erklären. Zunächst ist aus dem Mauerwerk nur zu erkennen, daß acht Stützen die Holzdecke des ungeteilten Erdgeschoßraumes trugen, und daß eine rundbogige Zugangstüre an der Süd-West-Seite voraussichtlich über eine hölzerne Stiege in dieses Geschoß führte. An dieser Seite ist ein besonders hübsch aus großen Quadern zusammengefügtter Erker, der einem ganz profanen Zweck diente, aus dem unregelmäßigen Gemäuer vorgekragt. Von einem Fachwerkobergeschoß, das bestimmt zu vermuten ist, sind keine Spuren mehr zu erkennen. Das Dachgebälk, das dem Brand zum Opfer gefallen ist, und ein gemauerter Anbau an der Nord-West-Seite sind offenbar aus späterer Zeit als das etwa 15 auf 18 Meter große ursprüngliche Mauerviereck.

Ob in der Umgebung sich dann einmal noch weitere Hinweise auf ältere Nebengebäude, Gräben oder Mauern finden werden, kann man ruhig der Zukunft überlassen. Zunächst geht es dem Schwäbischen Heimatbund darum, die weitere Zerstörung der Ruine – bzw. ihren Abbruch – zu verhindern. Der Landschaft am Neckar, ihren Freunden und Besuchern und den Erforschern der Heimatgeschichte, nicht zuletzt aber der Gemeinde Dettingen in Hohenzollern soll damit an markantem Punkt der Landschaft ein Bauwerk erhalten werden, das von alter Zeit Zeugnis gibt.

W. Kittel



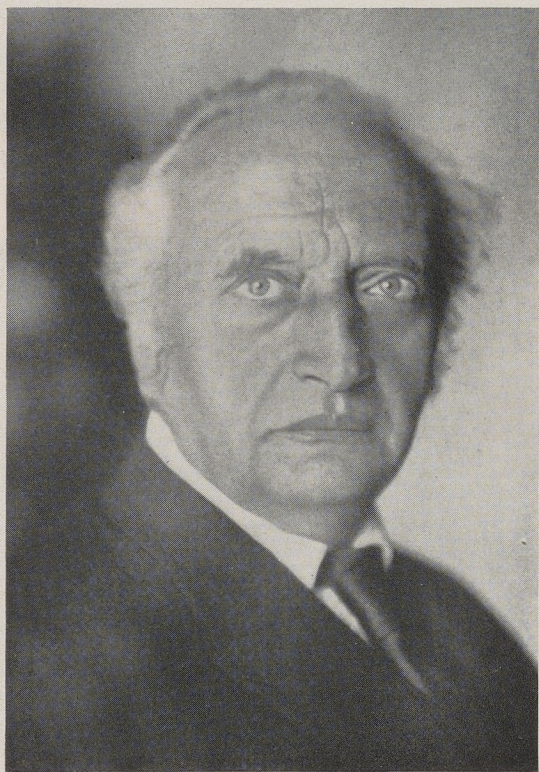
So zeigt sich der alte Bau von Süden her über der Straße. Die spätere Erweiterung ist deutlich an dem helleren Verputz zu erkennen



Die vermauerte Eingangstüre mit Rundbogen an der Südwestseite. Daneben der aus sauberen Werkstücken zusammengefügte Erker und eines der typischen Fenster

DER MITTAG

Von Friedrich Alfred SchmidNoerr



Unser schwäbischer Landsmann, der Dichter und Denker Friedrich Alfred SchmidNoerr, hat am 30. Juli in seiner oberbayerischen Wahlheimat sein 85. Lebensjahr vollendet. Er darf mit Stolz auf ein reiches dichterisches, erzählerisches und wissenschaftlich-philosophisches Werk zurückblicken. Wir wünschen ihm weitere gute und gesunde Jahre frohen Schaffens für das deutsche Geistesleben.

Schon brennt der Mittag näher. Hart und blau
Engt sich der Schatten um den Stein. Die Welt
Ist gottesnah und lauschend; so wie einst
Der Stunde tief geheimes Zeichen ahnend;
Und schleierlos, ein Glanzstreif, ruht das Meer.
Zu schweben scheint im Zittern heißer Luft
Ganz weiß vom Licht Poseidons Heiligtum,
Und leichter träumt es sich aus solchem Schlaf.
Gebete und Gesänge möcht ich hören
Aus diesem Tempel, da der Glaube noch
Jung und gewiß war und wie Morgenwind
Vom Meer herüber, fruchtbar und gesund.
Und niedersteigen möcht im Opferzug
Ich mit dem Chor der weißen Priester
Zur nahen Dünung, Sänftigung des Schwall's
Vom Gott zu bitten, oder günstige Fahrt,
Da schon die Flut den nackten Fuß umgiert,
Dem Landmann drohend, doch den Schiffer lockend
Und so, mit ruhlos wechselndem Gesang,
Vom Glück den Menschen rauschend und vom Tod,
Das große Gleichnis unseres Geschicks.

Vertan das Opfer; ausgetönt im Wind
Die Hymnen, die euch ehrten jeden Tag,
Urheilige Gewässer: Täglich wich
Unmerklich eure Welle, wo am Strand
Die Scheiterhaufen immer seltner brannten,
Unmerklich löschend so ein Endgeschlecht
Euch scheu noch Ehrender.

Doch stehen blieb,
Stein über ihrem Staub, der Tempel: stolz,
In zeitvernichtender Allgegenwart,
Dem Meer gebaut. Nun, da der Glaube tot
Und verstummt der Gesang der Bekenner,
Ruhend in sich und geheimnisvoll
Jenem von Anfang an verschwistert.
Der weithin atmenden Salzflut
Geweih't und dem rollenden Seegang,
Bleibt, über der wechselnden Menschen
Gedächtnis erhoben,
Poseidons Haus und des Glaubens Gebild
All künft'gem Ahnen ein Zeichen bestehn,
Gleich tief, gleich rätselvoll
Glaube wie Meer:
Aufbrandend in Menschheitsgezeiten
Und wieder ebbend, vielstimmig
Im Wandel der Sprachen, die Zeiten hindurch,
Siegreich ein rauschender Zaubergesang,
Unendlich: Glaube, wie Meer.

Das Kloster Kirchheim/Ries in schwedischem Besitz

1633 - 1634

Von P. Paulus Weißenberger OSB

Während des Dreißigjährigen Krieges kam König Gustav Adolf von Schweden bis an das württembergisch-bayrische Ries, wo sich dann in der Entscheidungsschlacht bei Nördlingen im August 1634 das Kriegsglück wandte, worauf die geschlagenen schwedisch-deutschen Truppen wieder nach Norden zurückfluteten.

Am 9. April 1632 kam Oberst Graf Degenfeld im Namen des Königs von Schweden nach Nördlingen, worauf die Reichsstadt sich unter schwedischen Schutz stellte. Die Verteidigung der Stadt gegen die kaiserlichen Truppen übernahm Oberst von Sperreiter.

Am 24. September traf dann König Gustav Adolf in eigener Person in Begleitung seines Kanzlers, des Grafen Oxenstierna, von Dinkelsbühl her in Nördlingen ein, wo ihm ein triumphaler Empfang zuteil wurde. Zur Begleitung des Königs zählten Herzog Julius Friedrich von Württemberg, Markgraf Friedrich von Ansbach, die Grafen von Hohenlohe, Oettingen-Oettingen u. a. Am 25. September reisten König und Königin mit ihrem Gefolge wieder ab. Nur wenige Wochen später, am 6. November 1632, sollte der König in der Schlacht von Lützen seine Todeswunde erhalten (vgl. J. Müller, *Merkwürdigkeiten der Stadt Nördlingen, Nördlingen 1824*, S. 70 ff.).

Solange König Gustav Adolf und seine protestantischen Anhänger noch das süddeutsche Gebiet beherrschten, wurden Städte und Klöster, die ihm und seinen Truppen in die Hände fielen, in großzügiger Weise an seine Offiziere und Heerführer verschenkt. Diese sollten sich daran schadlos halten und durch Requisitionen mannigfacher Art sich die Mittel zur weiteren Kriegführung beschaffen.

Während so die Benediktinerabtei Neresheim auf dem Härtsfeld dem schwedischen General von Hofkirch zugesprochen wurde, kam die Zisterzienserfrauenabtei Kirchheim am Ries in die Gewalt des schwedischen Obersten von Sperreiter.

In der Bibliothek der Abtei Neresheim steht unter den Handschriften (Ms 16) eine „Brevissima Rhaetiae descriptio“ aus dem 18. Jahrhundert, in der auf Bl. 263^r bis Bl. 307^r vom Kloster Kirchheim gehandelt wird. Auf Bl. 299^v findet sich in Abschrift ein Dekret vom 5. August 1633, das die Übereignung des Klosters Kirchheim an den genannten Obersten in folgender Weise ausspricht:

„Der Königlichen Mayestät und des Reichs Schweden Geheimer Rath, Großschatzmeister in Teutschland und

Obrister zu Roß und zu Fuß, Christoph Carl von Brandenstein, Freyherr zu Opulrodt und Knauw etc.

Demnach der Königl. Mayestät und Cron Schweden der wohlledle, gestrenge, vest und mannhafte, des Dieterich Sperreuther in Kriegsbestallung eine geraume Zeit vor ainen Obristen zu Roß und zu Fuß bedient gewesen und aber von Hochgedachter Königlichen Mayestät Cron Schweden Rath, Reichskantzler und gevollmächtigten Legaten in teutschen Landen und bey den Armeen, auch Director des evangelischen Bundes, Axel Ochsenstirn, Freyherrn zu Kymiths, Herrn zu Tyholm und Tydorn, Ritttern etc. Wir aber hierzu Deputirter und Verordneter, uns mit ihm seines restierenden Soldes auf gedachte seine beede Regimenter zu Roß und zu Fuß einmal vor allemal vereinbahret und verglichen und ihm anstatt baarer Bezahlung die Stadt und Amt Wemdingen im Herzogtum Bayern am Ries gelegen, zusamt dem Closter Kirchheim zugeschlagen und übergeben. Als wollen wir crafft oberstandener unserer Commission nicht allein ihm nochmahls solche Stadt und Amt Wemdingen wie auch bemeldes Closter Kirchheim mit allen seinen Ein- und Zugehörungen, Intradan und Einkünfften, Recht und Gerechtigkeiten, geist- und weltlichen, wie die Namen haben mögen, als ein frey Erblehen des Heil. Römischen Reichs und wie solches von den vorigen possessoribus, den Herzogen in Bayern und Prälaten zu Kirchheim besessen und inngehabt worden, hernach aber an die Cron Schweden jure belli kommen und gerathen und auch dieselbe also und in solutum und anstatt baarer Bezahlung angenommen, tradiert, cediret und übergeben haben. Sondern wir wollen auch zu würcklicher Vollziehung dessen allen Ihn durch den wohlledlen Hanns Heinrich von Offenburg, der Königlichen Mayestät in Schweden bestallten Commissarium, und Fürstlich Württembergischen Rath, als welchen wir hiemit verordnet und Commission unser aufgetragen haben, in die Posseß gedachter Stadt und Amt Wemdingen und angeregtes Closter Kirchheim würcklich immitiren und einsetzen lassen. Hingegen soll und will mehrgemelter Obrister alle seine unterhabende Soldaten, Reuter und Knechte, bis auf dato den 1. Augusti dieses in allen der Gebühr von Ihro Königlichen Mayestät und Cron Schweden etc und Zuthun pro rata accordirten Summen zu contentiren und zu befriedigen schuldig und verbunden und dagegen bey Deroselben bis dahin etwas fernerer zu suchen nicht befugt seyn. Allermaßen er dis alles gutwillig also

angenommen, zugesagt und versprochen, jedoch das hierunter die 6 Compagnien, so er anfangs auf seine Spesa und Kösten neben Erlegung des Mustermanats erworben und dafür er besonders von der nunmehr in Gott ruhenden Königlichen Mayestät christmildester, hochlöblichster Gedächtnus, selbst mit dem Guth Dalm in Liffland begnadet und beschenkt worden, keineswegs gemeinet oder verstanden werden soll.

Urkundlich haben wir diese Assignation und Übergabungsschein mit unseren Händen unterschrieben und unser größeres Secret davor drucken lassen, so geschehen und gegeben

Donauwerth den 5ten Augusti im Jahr Christi 1633.
L.S. Christoph Carl Graf von Brandenstein."

Die Zeit, in der Kloster Kirchheim an einen schwedischen Obersten verschenkt war und dementsprechend von seiner Soldateska bedrängt, heimgesucht und ausgeplündert ward, steht ergreifend vor uns in einem anderen Schriftstück, das sich unter den Kirchheimer Akten im fürstlich Oettingisch-Wallersteinischen Archiv zu Wallerstein (Signatur: VI 119, 3) befindet und vom 6. Januar 1634 datiert ist. Es ist von den Frauen von Kirchheim verfaßt und an den Grafen Ludwig Eberhard von Oettingen gerichtet, der wenige Monate später selbst ein Opfer des Krieges wurde (gest. 24. Juni 1634 zu Heidenheim a. d. Brenz). Das Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Dem hoch und wolgebornen Grafen und Herrn, Herrn Ludwig Eberharden Grafen zu Ottingen unserm gnedigsten Schutzherrn.

Hoch- und wolgeborner Grave, gnediger Schutzherr.

Ewr. Hochgräfl. Gnaden sein unser aller demietig gebett gegen dem allerhöchsten Gott fürbittlich und underthenig gebührende Dienst jederzeit mit schuldigem Vleiß zuvor.

E. Hochgräfl. Gnaden, als derzeit regierenden Herrn Grafen, so von Gott dem almechtigen hier zeitlich aller Schutz und Schirm über uns und unser Closter gebürt und obgelegen ist, crafft dessen thuen wir arme Closterfrauen, sambtlich jung und alt, in eusserster betrangnus seuffzent und weheclagendt hiemit underthenig und demiettigst zu Füssen fallendt mit uffgehobnen Händen, durch die allerhöchst gelobdte und allerheyligste Dreyfaltigkeit, den Gott Vatter, den Gott Sohn, den Gott heyl. Gaist, durch welchen Gott Hömel und Erden, sambt allen Creaturen, auch was lebt und schwebt, erschaffen, auch durch das allercostbarlichste pluet Jesu Christi, so zu unsrer aller Erlösung und Seeligmachung vergossen worden, auch durch die ungrundliche Allmacht und Crafft des heyl. Gaistes, wardurch alles guberniert und regiert wirdt, auch umb des kunfftig vorstehenden jüngsten Gerichts willen, ganz flehendlich anrueffen und bitten, Sye geruehen uns arme Closterfrauen wider die offenbare

Recht und Gerechtigkeit, ohn das khein Reich uff disser Welt bestehen khan, nit hilff noch Schutz loszulassen, sondern in dero gnedigen Schutz und Schirm gnedigst beyeinander im Closter erhalten und verbleiben lassen, wie Ewr. Hochgräfl. Gnaden, Gott lob, noch wol khünden und uns von Jugendt auff jederzeit ganz gnedige und gräffliche Versprechung gethon, auch bis anhero höchst-ruemlich und wircklich prestiert haben und verhoffentlich noch nit aus Acht lassen werden.

Welche hohe gräfl. Gnad und erzaigende Barmherzigkeit vorderst der ware Gott seinem selbs Versprechen nach mit seiner göttlichen Barmherzigkeit wider vergelten wirdt, und wür arme Closterfrauen die Zeit unsers Leben mit unserm armen gebett gegen Gott zu tag und nacht unablässlich umb Ewr. hochgräfl. Gnaden, auch höchst tugendreiche, dero herzliebste Gemahell, unser auch hochgräfl. gnedige Frauen, dero hochgräfl. junge Herrschaft, auch deroselben herzliebsten gemahlin und hochlöbl. gräfl. Frewlen sambt der angewandten ganz hochlöblichen gräfl. familia umb guette Gesundheit, glickliche Regierung und alle gedeyliche fridliche Wolfarth mit getrewen Vleiß zu bitten nimmermehr vergessen wöllen, thuen also nochmalen Ewr. hochgräfl. Gnaden in dero Gn. Schutz und Schirm in gebühr underthenig demietig bevelchen.

Datum Kirhaim den 6. Jenner 1634. E. Hochgräfl. Gnaden inn gebur underthenige demietigste S. Ursula Abbtissin, Appolonia alte Abbtissin, S. Maria alte priorin, Euphrasina Herterichen priorin sambt ganzen convent."

Die Antwort des Grafen Ludwig Eberhard auf dieses flehentliche Bittschreiben der Nonnen von Kirchheim kennen wir vorläufig noch nicht. Weitere Berichte über die Verhältnisse Kirchheims während des Dreißigjährigen Krieges finden sich unter den Akten dieses Klosters nicht mehr, dürften aber wohl sicher bei einer genaueren Durchsicht der vielen Wallersteiner Akten über die damaligen Kriegszeiten ans Tageslicht kommen.

Doch dauerte die große Notzeit, in der selbst die Auflösung des Kirchheimer Konvents drohte, nicht mehr allzulange. Der Schreiber unserer oben zitierten Neresheimer Handschrift vermerkt nämlich auf Bl. 301 r als Anhang zu seiner mitgeteilten Urkunde ausdrücklich:

„Nota. Diese Verschenckung und Übergab ersagter beeder Orten und die von solchen durch den Herrn Obristen von Sperreuther ergriffene Possession hat nicht länger als etwas über ein Jahr getauret. Dann nach der von denen Kayserlichen und Spanischen den 27. Augusti 1634 bey Nördlingen erfochtenen herrlichen Victoria über die Schweden, wobey die letztere bis auf das Haupt geschlagen und gänzlich zertrümmert worden, ist die Stadt Wemdingen dem Durchleuchtigsten Hause Bayern und das Closter Kirchheim dem Convent wieder restituiert worden."

Heimat und Arbeit

Unter dem Motto „Heimat und Arbeit“ erscheinen im Verlag Heimat und Wirtschaft (Aalen-Stuttgart) in rascher Folge Beschreibungen einzelner Kreise des Landes; die Bände der Kreise Ludwigsburg, Heidenheim, Waiblingen liegen zur Besprechung vor. Die Veröffentlichungen sind auf den ersten Blick ansprechend ausgestattet, dürfen aber doch mit den bekannten Heimatbüchern des Landes nicht in eine Reihe gestellt werden. Württemberg hat von je ausgezeichnete Heimatdarstellungen gehabt, angefangen vom „Königreich Württemberg“ über die Oberamtsbeschreibungen bis zu vorzüglichen eigentlichen Heimatbüchern (z. B. von Schwäbisch Hall, Kirchheim, neuerdings auch von Fellbach 1958). Verglichen mit diesen sorgsam geplanten, in jahrelanger Arbeit von wirklichen Sachkennern erarbeiteten, alle Gebiete zusammenfassenden Darstellungen, erscheinen diese Bände doch recht schnell und unorganisch zusammengestellt. Selbstverständlich enthalten sie auch gute Beiträge: aber gründliche heimatkundliche Forschung und oberflächliche Schilderung stehen oft unvermittelt nebeneinander, auch fehlt manches ganz. Während z. B. im Band Heidenheim (dem besten der drei vorliegenden Bände) Landschaft und Erdgeschichte usw., kurz das natürliche Fundament jeder Heimatkunde, gut (wenn auch stark gekürzt) vertreten sind, fehlt ein entsprechender Abschnitt im Band Ludwigsburg vollkommen. Dies in einem Kreis, der landschaftlich besonders eindrucksvoll gegliedert ist (Keuperbergland, Flußlandschaft des Neckars, Gäuebene). Keiner der Bände berücksichtigt auch den Naturschutz; dabei kommt den „Naturschutzgebieten“, den „Landschaftsschutzgebieten“ und den „Naturdenkmälern“ bekanntlich um so mehr Bedeutung zu, je mehr in dicht bevölkerten Kreisen die Landschaft wirtschaftlich verbraucht wird (die einmal kurz erwähnten „Felsengärten“ von Hessigheim sind im übrigen ihrem ganzen Wesen nach kein „Naturdenkmal“, sondern ein „Naturschutzgebiet“, was rechtlich und sachlich einen großen Unterschied bedeutet).

Die „Wirtschaft“ ist in den meisten früheren Heimatkunden, auch im „Königreich Württemberg“, keineswegs unberücksichtigt geblieben, aber sie ist dort mehr geographisch einbezogen worden, während hier vielfach mehr oder weniger Firmengeschichten hintereinandergereiht sind. Mit dieser Einschränkung erscheint jedoch vor allem der Beitrag „Zweihundertfünfzig Jahre Wirtschaft im Kreis Ludwigsburg“ im ganzen gut gestaltet und fundiert. Grundsätzlich abzulehnen ist der Bildteil „Wirtschaft im Bild“ in allen Bänden der Reihe. Nicht nur, daß die Fülle von Maschinenaufnahmen langweilig ist, sind auch altbackene Druckstöcke mit Markenzeichen verwandt und in großen Aufnahmen Fertigerzeugnisse, z. B. Kartoffelwaschmaschinen, Handschuhe, gefüllte Biergläser, farbige Coca-Cola-Reklame dargeboten. „Man merkt die Absicht und wird verstimmt.“ Wäre es nicht würdiger gewesen, diese reine Reklame, wenschon sie wirtschaftlich nicht entbehrt werden kann, sauber getrennt als reinen Reklameteil anzuhängen?

Besonders zu bedauern wäre, wenn diese Kreisbücher des Aalener Verlags den vorgesehenen neuen amtlichen Kreisbeschreibungen den Weg versperren würden. Die gewichtigen Namen des Kuratoriums und die Tatsache, daß manche unentbehrlichen Autoren an diesen vorläufigen Veröffentlichungen mitgearbeitet haben, dürften die Kreis- und Stadtverwaltungen nicht veranlassen, im gegebenen Zeitpunkt ihre tatkräftige Mitwirkung bei den neuen amtlichen Kreisbeschreibungen zu versagen. O. Linck

Deutsche Burgen und Schlösser

Das *Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser*, auf das bei Erscheinen der 1. Lieferung in Heft 1/1958 der „Schwäbischen Heimat“ schon empfehlend hingewiesen worden ist, liegt jetzt in vier stattlichen Bänden geschlossen vor (3 Textbände mit 1800 Seiten; 1 Atlasband mit 67 Karten auf 58 Tafeln in doppelter Seitengröße; Gesamtpreis in Halbleder DM 448.-). Der Verfasser (Dr. Curt Tillmann in Mannheim) und der Verleger (Anton Hiersemann in Stuttgart) dürfen mit berechtigtem Stolz auf das in harmonischer Zusammenarbeit geschaffene Werk blicken. Es ist eine erstaunliche verlegerische Leistung, ein so umfassendes Unternehmen in knapp vier Jahren durchzuführen, und nur wer selbst Erfahrung in Lexikonredaktion hat, kann ermessen, welch riesenhaftes Maß an Arbeit hinter den so elegant sich darbietenden Bänden steckt.

Kein anderes Land hat eine Aufzählung seiner Burgen und Schlösser aufzuweisen, wie sie das vorliegende Standardwerk darstellt. Der Fortschritt in der Burgenforschung wird deutlich, wenn man die 19 000 Namen des „Tillmann“ den 3500 Einheiten des Piperschen Burgenlexikons gegenüberstellt. Sämtliche Burgen des heutigen und des ehemaligen deutschen Volks- und Sprachraumes sind erfaßt: vom Baltikum bis zu den Vogesen, von der Nordsee bis nach Oberitalien; der zeitliche Rahmen reicht von Karl dem Großen bis zu Ludwig II. von Bayern. Mag dem Sammeleifer des Herausgebers auch der eine oder andere Name etwa einer verschwundenen Burg entgangen sein, so ist das unwesentlich und schmälert den dokumentarischen Wert des Lexikons in keiner Weise.

Die Angaben für die einzelne Burg oder das einzelne Schloß sind umfangmäßig verschieden – je nach Bedeutung und Erhaltungszustand der betreffenden Anlage oder der Ergiebigkeit der Quellen. Die Bände 1 und 2 enthalten in alphabetischer Reihenfolge die Namen der Burgen, wobei auch volkstümliche und nicht mehr gebräuchliche Bezeichnungen mitgeteilt werden. Dann folgen: genaue Lage, ungefähre Gründungszeit, Daten für Zerstörungen, Um- und Erweiterungsbauten, Hinweise auf den heutigen Zustand, bei wichtigeren Objekten knappe Beschreibungen und Angaben über den heutigen Verwendungszweck. Der Erhaltungszustand wird jeweils durch Zusetzung der international in der Burgenforschung anerkannten Kennzeichen zum Namen deutlich gemacht; dabei werden vier Stufen unterschieden: vollständig erhaltenes und noch benütztes Bauwerk, Ruine, Ruinenreste, abgegangene Burg. Ferner werden die Besitzerfamilien genannt, soweit sie zu ermitteln waren, und schließlich folgen Literaturangaben, sowie die Kennziffer zur leichten Auffindung der Burg auf der betreffenden Karte des Atlasbandes.

Der 3. Band bringt über hundert Seiten Nachträge zum großen Burgen-Alphabet, ein zusammenfassendes Quellen- und Literaturverzeichnis, ein sehr umfangreiches Länderregister und ein Besitzerregister. Diese sorgfältig gearbeiteten Register erschließen erst den ganzen Materialreichtum des Werkes. Besonders hervorgehoben sei noch der Atlasband, in dem auf 67 Karten der gesamte Burgenbestand optisch erfaßt ist. Die Karten ermöglichen nicht nur eine rasche geographische Orientierung, sondern bieten eine eindrucksvolle Übersicht über die großartige siedlungsgeschichtliche Leistung unserer Ahnen. Das Burgenlexikon ist eine Fundgrube ersten Ranges für den Gesamtbereich der Geschichte mit ihren weitverzweigten Arbeitsgebieten. Dem Herausgeber wie dem Verlag gebührt der aufrichtige Dank der Forschung.

O. Rühle

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Pfingsttage in Ochsenhausen

Im Mittelpunkt der diesjährigen Pfingsttage in Ochsenhausen standen ein sehr gut besuchter und mit lebhaftem Dank aufgenommener Vortrag und drei Führungen von Dr. Ad. Schahl, die dem künstlerischen Leben in der ehem. Reichsabtei Ochsenhausen galten. Dabei wurde aus den vorhandenen Quellen geschöpft. Das Ganze war ein Beitrag zum Thema „Gesinnung und Gestaltung“. Indem die Formen – von der Romanik bis zum Spätbarock – nach ihrem Gehalt befragt wurden, entstand ein lebendiges Bild des geistigen Lebens innerhalb der alten geistlichen Reichsherrschaft, in dem die auf die Zusammenhänge zwischen Kult und Kunst hinweisenden Züge besonders hervortraten. Die Darlegungen umfaßten in erster Linie das Gebiet der bildenden Kunst, erstreckten sich jedoch auch auf Musik und Theater. Bezüglich der Einzelheiten darf auf eine in Vorbereitung befindliche Veröffentlichung verwiesen werden.

Die Reihe der Ausstellungen, die dem Zweck dienen, jeweils eine künstlerische Persönlichkeit Oberschwabens der Öffentlichkeit vorzustellen, wurde mit Werken von Romane Kaesdorf-Holderried fortgesetzt. Diese gehört zur Freien Gruppe, die der Schwäbische Heimatbund 1952 in Stuttgart vorstellte. Sie war dabei vor allem durch das Ölbild „Mädchen mit roter Jacke“ vom Jahre 1947 vertreten, das alle, die unbefangenen Auges an Bilder herantreten, aufmerken ließ. So traurig ernst war sein schwermütiges Helldunkel, so vielsagend das schwarz vermischte Rot, so ergreifend das haltsuchende Absinken der Gestalt in der Bildfläche: alles in allem das mit großer Wahrfähigkeit gesehene und malerisch bewältigte Bild warmen, gefährdeten Lebens, das man hüten möchte wie

einen Vogel in der Hand. Wir sahen dieses Bild nach zehn Jahren wieder und es hatte nichts von seiner Wirkung verloren. Hinzu gehören die verwandten Bildnisse der „Jule“ und der Mutter von 1946; weiter führen eine Liegende, ein Ehepaar, beide von 1953. Und zwar führen sie in einer ganz bestimmten Weise weiter: das Mißverhältnis der Gestalt zur Bildfläche wird bis zu schmerzhaften Wirkungen weiter entwickelt, das farbige Helldunkel neigt zu Schwärzlichem. Aber wichtig ist nicht, daß sich Menschen in der Fragwürdigkeit ihrer Einzel- oder Doppelperscheinung darbieten, sondern daß diese Fragwürdigkeit sich ganz im Malerischen erfüllt. „Sie kann malen!“, dieses Wort, das Prof. Geyer bei der Eröffnungsrede betonte, steht darum an erster Stelle.

Wie dies geschieht, wurde bereits angedeutet: durch ein Verhältnis der Figur zur Fläche, das jene in ihrer Besonderheit und fast Absonderlichkeit charakterisiert und durch die Kraft der von Dunkelheit durchtränkten, gedämpften Farben. Das Ergebnis ist die „stille Befremdlichkeit“, die Ernst Müller 1952 feststellte. Manchen mag deshalb das Neue erstaunt haben, das sich vollkommen in den Gemälden „Geschmückt und abgestellt“ von 1960, der „Ulmer Badstube“ 1961, des „Vogelzugs“ von 1961 darbietet. Und doch kann von keinem Bruch in der Entwicklung die Rede sein. Wer aufmerksam prüft, wird feststellen, daß die früher in schwärzliches Helldunkel gebundenen Farben sich nun zur vollen Wirkung entfaltet haben. Dabei möchte man nicht einmal von einer echten Harmonie der farbigen Gesamtwirkung sprechen, also von dem, was man die „Totalität des Farbkreises“ nennen könnte. Vielmehr herrschen Ocker, Zinnober, Terraverde

vor. Aber – und dies ist das Entscheidende – sie alle werden auf die Basis des Weiß bezogen (teilweise eines kalten Zinkweiß). Es kann gar keinen Zweifel geben, daß die Malerin ihre Welt so sieht und daß es ihre Lust ist, sie so zu bilden: farbigen „Emanationen“ vergleichbar im Grunde geisterhaften Geschehens. Daher der merkwürdige Ausdruck einer „imaginären Realität“, der diese Bilder beseelt.

Hinzu kommt die weitgehende Auflösung der natürlichen Form, welche die naturalistischen Motive gleichsam nur assoziativ in jene malerischen Formkomplexe hineinspielen läßt. Die Beziehungslosigkeit der abstrakten Malerei liegt der Malerin dabei fern, obgleich man ihr einen schlechten Dienst erweisen würde, sie politisch-satirisch mißzuverstehen. Hier liegt keine moralische oder witzige Absicht vor. Hier geht es nur darum, mit ursprünglicher Freude ganz unbeeinflusst echt zu malen, wie man malen muß, weil man eben so schaut. Dieses Schauen ist das unverbildete eines Kindes – manches erinnert auch an Kinderzeichnungen –, eines Kindes freilich, das innerlich alt, menschen- und welterfahren wurde und so die Gabe besitzt, die menschliche Gesellschaft in ihrer Dämonie vorzubilden. Dies geht so weit, daß man mitunter den Eindruck hat, es werde hier wie in einem Theater – marionettenhaft bühnen- und guckkastenartig – die verborgene Wirklichkeit der Welt gespielt.

Gute Zeichnungen ergänzten das malerische Werk. Prof. Wilhelm Geyers Ansprache wurde zu einem sympathischen kollegialen Achtungszeugnis, so daß sich die Szene verwandelte: aus einer „Vorstellung“ von Werk und Persönlichkeit wurde eine kleine, wohlgelungene Ehrung.

Guten Besuches erfreute sich auch das Konzert auf der Gabler-Orgel der ehem. Klosterkirche mit Chordirektor und Organist Anton Schmid sowie Gerlinde Nafz (Sopran) und Klaus Zimmer (Violine). Das Programm umfaßte Werke von Buxtehude, Pachelbel, Händel und Bach. Es war ein unerhörtes Erlebnis, diese Meister auf dem alten Orgelwerk durch Anton Schmid vorgetragen zu hören, der sich dabei nicht nur als tiefer Kenner jener Meister, sondern auch als vollendeter Beherrscher seines Instrumentes erwies, dessen Klangmöglichkeiten eine dem 18. Jahrhundert völlig entsprechende Interpretation zulassen. Diese Klangmöglichkeiten schienen mit den persönlichen Möglichkeiten des Interpreten in völligem Übereinklang zu stehen. Orgel und Organist waren Eines. Darüber kamen persönliche Gestaltung und persönliches Bekenntnis dennoch nicht zu kurz. So war der Abend ein Stück klassische „musica sacra“, wie sie eben nur in

Ochsenhausen – durch die Gablerorgel und Anton Schmid – möglich ist.

Daß darüber andere, sowohl klassische als auch moderne, Musik nicht zu kurz kam, mag einem in der Schwäbischen Zeitung erschienenen Bericht entnommen werden: „Als Auftakt wurde am Samstagabend im Bibliotheksaal eine Canzone von Pachelbel gespielt, die durch ihren wundervollen Aufbau gefangen nahm. Über einem gleichbleibenden Baß (auf dem Cello von A. Schmid gespielt) bauten sich in Kanonform drei weitere Streicherstimmen auf (Zimmerer, Nafz, Brenner), die sich durch wohl-gewogene Schönheit und großen Spannungsreichtum auszeichneten. Nach den Begrüßungsansprachen hörte man ein Ricercare von G. Gabrieli, das ebenfalls ‚klassisch‘ anmutete.“

Doch verdient die deutsche Erstaufführung eines neuen Werkes von Siegfried Hildenbrand besondere Beachtung. Dieses ‚Toccata und Fuge‘ betitelte dreistimmige Werk erklang zur Eröffnung der Kunstaussstellung am Sonntagvormittag (Romane Holderried-Kaesdorf) und war so recht geeignet, das moderne künstlerische Wollen, das Ausdruck unserer heutigen Zeit mit allen ihren Spannungen und Problemen, unserer Empfindungen und unseres ganzen Lebensgefühls sein soll, darzustellen. Dieses groß angelegte Trio für Geige (Klaus Zimmerer), Bratsche (Sighart Brenner) und Cello (A. Schmid) verfehlte nicht seine Wirkung auf die Zuhörer. Sowohl in der Toccata als auch in der Fuge aus dem spannungsreichen Bach-Motiv entwickelt, zeigte es von Anfang an eine solche Vielfalt des Melodischen und Rhythmischen, verriet eine solche Meisterschaft in Form und Aufbau, im harmonischen Zusammenwirken dieser wenigen Stimmen, daß man nur staunen konnte. Dabei war es nicht gekünstelt oder übertrieben ‚modern‘, sondern hielt sich streng an den gegebenen Tonraum, wenn auch die gespannten Halbtonschritte als Ausdrucksmittel eine große Rolle spielten. Die Gliederung in ‚Toccata‘ und ‚Fuge‘ gab von selbst den Rahmen ab für ein musikalisches Geschehen von mehr improvisatorischem Charakter des Anfangs bis zum gespannten Gegeneinander der Stimmen in strenger Form, daß es einen nicht los ließ, im Gegenteil immer mehr in seine Bewegung hineinriß bis zum gewaltigen Unisono der drei Instrumente in den Schlußtakten. Was hier unserem geschätzten Siegfried Hildenbrand aus St. Gallen gelungen ist, verdient große Anerkennung. Es übertrifft wohl alles, was wir bisher von ihm hören durften, und wir können nur wünschen, daß wir noch manches bedeutende Werk von ihm hören dürfen. Hohe Anerkennung aber auch den drei Spielern, die hier vor eine ganz ungewohnte und schwierige Aufgabe gestellt waren, die sie großartig bewältigt haben.“

Jahreshauptversammlung 1962

Die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes und des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine galt auch in diesem Jahre der Gaststadt, somit Heidenheim, wo man am 16. und 17. Juni zusammengekommen war. Wer an den „Neresheimer Tagen“ des Schwäbischen Heimatbundes im Jahre 1961 teilgenommen hatte, war wohl erstaunt über den gänzlich anderen Charakter des Heidenheimer Raumes. Oberbürgermeister Dr. Doch kennzeichnete diesen, am Abend „Wir Heidenheimer“, in unübertrefflicher Weise nach seinen natürlichen und landschaftlichen Grundlagen sowie seiner geschichtlichen Entwicklung, wobei er das Bild von Alt-Heidenheim hineinentwickelte in das packende Gegenwartsbild der großen Industriestadt. Damit stellte er in gewisser Hinsicht das „Leitmotiv“ der gesamten Tagung ins Licht: Vergangenheit und Gegenwart in ihrem Zusammenhang zu sehen. Es war erregend und spannend, in dieser Welt annähernd zwei Tage zu Hause sein zu dürfen. Die Stadtverwaltung, sowie der Heimat- und Altertumsverein hatten hierfür alle Voraussetzungen in der umsichtigsten Weise geschaffen, wobei das Meiste Oberbürgermeister Dr. Doch und Rektor Fritz Schneider mit seinen Mitarbeitern zu verdanken war.

Eigentliche Heimstatt der Tagung war das christliche Hospiz und das evangelische Vereinshaus. Hier eröffnete der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes am Nachmittag des 16. Juni die Tagung. Das erste Referat hatte Rektor Fritz Schneider übernommen, der dabei einleitend des unvergesslichen und unersetzlichen Dr. Dr. h. c. Werner Walz gedachte. Seine von Lichtbildern begleiteten Ausführungen galten der alten Burg Hellenstein über Heidenheim und zwar ausschließlich dem oberen westlichen Teil. Er wies nach, daß dieser aus zwei Rechteck-Gebäuden bestand, die einen schmalen Hof einschlossen. In der Umfassungsmauer dieses, von 1821 an großenteils abgebrochenen, Schlosses sind Reste aus staufischer Zeit nachzuweisen. Herzog Ulrich baute dieses Schloß nach einem Brand wieder aus, wofür Planskizzen zum Nordtrakt von 1537 erhalten sind. Der Name „Rittersaal“ für den Raum des oberen Schlosses ist somit irreführend. Wohl aber ist 1606 ein Saal im Südwestturm erwähnt, von dessen Dekoration 20 Vorzeichnungen aus der Zeit um 1600 erhalten sind. Sie geben Renaissance-Ornamentik mit Figuren von Engeln, Tugenden usw. wieder und dürften im Sustris-Kreis entstanden sein.

Architekt Helmut Erdle folgte mit einem Referat über die Siedlung, welche in den Fluren Mittelrain und Asang entstehen soll. Er drückte seine Freude darüber aus, daß sich das Heimatbewußtsein der veranstaltenden Vereinigungen nicht nur auf gewordene, sondern auch auf

werdende Heimat erstrecke und begrüßte die darin enthaltene Verantwortung lebhaft. Im weiteren gab er einen fesselnden Einblick in die verschiedenen Entwicklungsstufen seiner Planung zur genannten Siedlung; Lichtbilder und ein aufgestelltes Modell sorgten für Anschauung. Die Einbettung des menschlichen Lebensraumes in den Naturraum wurde dabei überzeugend gelöst; Grünfläche und Bebauung sind in vorbildlicher Weise ineinander versetzt. Besonders bemerkenswert scheint, daß auch den Forderungen des Verkehrs genügt wurde, wobei die Sorge um Fußgängerverbindungen, die von Bahnhöfen nicht durchschnitten werden, besonders erfreute. Was die Bebauung angeht, so war offensichtlich der Grundsatz, jedes Haus an der Straße zu errichten, verlassen; vielmehr umklammern die wichtigen Verkehrslinien die bebauten Flächen; Sammelgaragen befinden sich außerhalb der Siedlungsgruppen. Diese sind nach dem Blatt-Rippen-System angelegt. Eine summierende Addition von Wohneinheiten ist dabei nirgends festzustellen; ins Auge fällt vielmehr eine in sich mannigfaltige Einheit, innerhalb deren das Verhältnis zum Ganzen dem Einzelnen die Maße vorschreibt. Doch wäre damit das in Entstehung Begriffene nur eben eine Stadterweiterung; hinzu aber kommen die für die gemeinsamen Zwecke der Bewohner wichtigen Bauten – Kirchen, Schulen und dergleichen; sie binden die verschiedenen Baugruppen zu einer wohlorganisierten Ganzheit, die als Ausdruck einer lebendigen „Körperschaft“ verstanden wird. Es war somit kein Wunder, daß der Vortragende von der tiefen Heiterkeit sprach, die aus dem Bilde der kommenden Siedlung sprechen werde.

Die Mitgliederversammlung wurde durch den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden eingeleitet, der mit dem Gedanken an die Toten anhub, unter denen Dr. Karl Fuß (alias Wendelin Überzwerch), Willy Hornschuch, August Lämmle, Hans Reyhing und wiederum Dr. Dr. h. c. Werner Walz besonders genannt wurden. Die Zahl der Mitglieder ist immer noch in langsamem Steigen begriffen. Neben der Zeitschrift üben die gut besuchten Veranstaltungen nach wie vor eine starke Anziehungskraft aus. Allen am Vereinsleben in diesem Sinne besonders Beteiligten wurde herzlich gedankt, wobei die Vertrauensmänner besonders hervorgehoben wurden. Am 23. und 24. März hatte eine Zusammenkunft derselben stattgefunden, die auch von Vorstandsmitgliedern besucht wurde und damit in gewisser Hinsicht an die Stelle des von der Satzung vorgesehenen Landesbeirates trat. Es sprach hierbei Hauptkonservator Dr. Rathfelder über lebenswichtige Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege; eine Lehrfahrt schloß sich an. Auf dieser Sitzung wurde die Möglichkeit und Tunlichkeit einer Erhöhung des Mitgliedsbeitrages ab 1963 erörtert und dem Vorstand emp-

fohlen, einen entsprechenden Antrag in der Mitgliederversammlung zu stellen. In der Geschäftsstelle ist an die Seite von Frau Wittek und der halbtägigen Helferin im Kassenwesen, Frau Schneider-Gaupp, Fr. Mildenberger getreten; Kassenprüfer Anton Kaspar mußte sein Amt wegen Wegzug nach Ravensburg zum lebhaften Bedauern des Vorstandes aufgeben. Im fernerem Verlauf des Berichtes gab der Vorsitzende einen Überblick über die verschiedenen vom Bunde vor allem für Denkmalpflege, aber auch Heimatpflege im weiteren Sinn, gegebenen Förderungsbeiträge. Aus der Fülle der Vereinsarbeit wurden sodann die Bestrebungen um die Erhaltung alter Bauernhäuser und der Zeugen alter bäuerlicher Kultur hervorgehoben. Am 2. Februar 1962 wurde eine Arbeitsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes zusammengerufen, die außer der Einleitung einer Bestandsaufnahme der Bauernhäuser die Schaffung eines Freilichtmuseums für solche in Württemberg betreiben will. Die Versammlung wurde ferner von dem Fortgang der Arbeit um den Schutz von Hochtiefen und Bodensee unterrichtet. Besondere Wichtigkeit kommt dabei einer in der letzten Vorstandssitzung des Deutschen Heimatbundes gefaßten Entschluß zu. Wörtlich wurde in diesem Zusammenhang gesagt:

„Ich betone ausdrücklich, daß der Schwäbische Heimatbund von der Landesregierung die Beachtung der negativen und warnenden Gutachten – Buchwald und Lambert – dringend fordert.

Wir schließen uns in dieser Frage auch ganz dem Standpunkt von Innenminister a. D. Renner an, der in der Plenarsitzung des Landtages am 12. April 1962 Prof. Dr. Siemens, Überlingen, zitiert hat, nach dessen Urteil – dem eines Technikers – ‚der Ausbau des Hochtiefs in jedem Fall ein technischer Anachronismus und ein volkswirtschaftlicher Widersinn ist‘.“

Die von der Mitgliederversammlung 1961 geforderte Eingabe an die Landesregierung über die Dringlichkeit eines Gesetzes zum Schutz der Bau- und Kunstdenkmale wurde, erweitert durch einen Hinweis auf den ebenso dringlichen Schutz der Bodendenkmale, ausgefertigt.

Auf den Tätigkeitsbericht folgte der Kassenbericht, den Kassenprüfer Kasper für den erkrankten Schatzmeister Notar Auwärter abgab, um anschließend den Prüfungsbericht vorzulegen. Die Entlastung wurde einstimmig ohne Gegenstimmen und Enthaltungen angenommen.

In Anbetracht des größeren Defizits in der Jahresabrechnung 1961 beschloß die Mitgliederversammlung auf Antrag des Vorstandes einstimmig, wiederum ohne Gegenstimmen und Enthaltungen, die Erhöhung des Mitgliederbeitrages ab 1963 von 6 auf 8 DM. Der Abonnementspreis der „Schwäbischen Heimat“ soll auf 10 DM erhöht und diese außerdem vom Verlag W. Kohlhammer dem Schwäbischen Heimatbund übergeben werden.

Schließlich beschloß die Versammlung, einstimmig auf

Vorschlag des Vorstandes, die Herren Studiendirektor i. R. Georg Burkhardt in Geislingen a. d. St. und Oberstudienrat i. R. Otto Lau in Kirchheim u. T. ob ihrer Verdienste um Heimatkunde, Heimatgeschichte und Heimatpflege zu Ehrenmitgliedern zu ernennen. Der anwesende Oberstudienrat Otto Lau, am 7. Juni 1962 achtzig Jahre alt geworden, dankte in bewegten Worten.

Als Termin der nächsten Jahreshauptversammlung wurde der 8. und 9. Juni 1963 festgesetzt, als Ort Sindelfingen, das zu dieser Zeit die 700-Jahrfeier seiner Stadterhebung begeht.

Der Abend brachte die allen Besuchern unvergeßliche Veranstaltung: „Wir Heidenheimer“; die Leitung hatte Rektor Fritz Schneider. Am eindrucksvollsten für die auswärtigen Teilnehmer war wohl das Zusammenwirken aller in der Heimat- und Kulturpflege stehenden Vereinigungen zum gemeinsamen Ziele der Darstellung von Heidenheim. Man konnte gewahren, wie eine Stadt sich selbst versteht und dies nicht in trocken lebhafter Art sondern lebendig anschaulicher künstlerischer Form. Der Jugendchor des Sängerkreises Heidenheim sang Lieder. Vom Heidenheimer Lehrer-Instrumentalkreis wurde ein Konzert für Klavier und Streicher von Johann Christian Bach geboten. Die Schwäbische Trachtengruppe Heidenheim führte heimische Volkstänze vor. Karl Götz und Rudolf Weit lasen mit viel Beifall aufgenommene eigene Dichtungen. Das eigentliche „Ereignis des Abends“ war das Auftreten einer Spielgruppe der Heidenheimer Volksschauspiele, welche Szenen aus dem Schneider von Ulm aufführte, zu denen der Dichter Paul Wanner verbindende Worte sprach. Daß hier, in der Industriestadt Heidenheim, mit selbstloser Hingabe und großer Opferbereitschaft von Arbeitern und Angestellten, Männern und Frauen Theater gespielt wird, war bekannt. Wie dies geschieht, erstaunte. Denn es gab keinen Zweifel, daß sich hier auf der Bühne die Welt verwandelte und Menschen von heute ein Stück Heimatgeschichte verkörperten. Es war ein glänzendes Beispiel echter Volkskultur von heute. Fritz Schneider selbst, der um die Heidenheimer Volksschauspiele hoch verdiente Mann, ließ schließlich noch an Hand von Lichtbildern Humor aus dem Heidenheimer Land aufleuchten. Der Besuch war, wie auch am Nachmittag, sehr gut.

Die Feierstunde des 17. Juni eröffnete Prof. Dr. H. Dölker, der die Verbindung zum Tage der deutschen Einheit zog, indem er darauf hinwies, daß kein anderer Tag so geeignet sei, Geschichte und Heimat als in der Gegenwart wirkende Mächte zum Bewußtsein zu bringen. Er dankte für freundliche Aufnahme und begrüßte alle, die aus fern und nah gekommen waren. Wieder trat der „rote Faden“ der Tagung in Erscheinung, als er ausrief: „Schauen wir doch nicht bloß zurück ins Vergangene . . . Tradition soll uns nicht bedeuten, daß die Lebendigen tot sind, sondern die Toten mit uns leben und wir mit

ihnen in die Zukunft gehen!" Die Dankesadresse, welche an das Staatsministerium, das Kultusministerium, das Regierungspräsidium, die Ämter für Denkmalpflege und die Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege gerichtet war, dazu an die verwandten Vereinigungen und schließlich die Mitwirkenden, vor allem Rektor Fritz Schneider, sowie die Verfasser der Aufsätze in Heft 3 der „Schwäbischen Heimat“, zeigte den Umkreis der von der Veranstaltung Erfassten und in ihr Zusammenstrebenden an. Noch einmal wurde sodann der Trauer um den Verlust von Dr. Dr. h. c. Werner Walz Ausdruck gegeben, dem ein Nachruf von Hanns Voith im vorhin genannten Heft gewidmet ist. Gedacht ward ferner des 100jährigen Bestehens der Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale, die am 17. Juni 1862 gegründet worden war.

Oberbürgermeister Dr. Doch entrichtete ein herzliches, freundliches und dankbares Willkommen und gab dem Wunsche Ausdruck, die Tagung möchte in der Geschichtsschreibung beider Vereinigungen „ein freundliches und helles Blatt“ sein.

Den Festvortrag hielt Kultusminister Dr. G. Storz über das Thema „Das Verhältnis der Laien zum zeitgenössischen Kunstschaffen“. Wer hellhörig war, wußte, wo die Darlegung einsetzen würde: an dem Punkte nämlich, an dem sich künstlerische Spezialisten und Nichtfachleute gegenüberstehen. Er wußte auch, was als bekannt vorausgesetzt wurde: der „Verlust der Mitte“, die Störung der menschlichen Ganzheit, wobei der Mensch der Masse sich seiner Verantwortung überhaupt begeben hat, im übrigen aber das hoch entwickelte abstrakte Denkövermögen (mit seinem Rastersystem der Begriffe) der künstlerischen Sinnlichkeit den Boden weithin entzog. Von hier aus war Vieles verständlich, was der Redner eingangs darlegte: der Hinweis auf die Verantwortung des Staatsbürgers hinsichtlich möglicher Selbständigkeit innerhalb des demokratischen Staatssystems, die Feststellung der Unsicherheit in der Beurteilung von Kunstwerken, der schwankenden Maßstäbe, des Ein-

flusses von interpretierenden Vorwegnahmen und Kommentaren, der Fragwürdigkeit des Schönheitsbegriffes. Der Künstler seinerseits hat sich, als Anwalt der ästhetischen Bildung, auf elementare Grundlagenforschung, auf Reinkultur der Formen, geworfen. Er experimentiert, sucht immer neue Möglichkeiten – und dies mit zunehmender Beschleunigung des zeitlichen Ablaufes –, und wie alle Experimentierenden wendet er sich darin nicht an die Öffentlichkeit. Was aber so in der Retorte der Formenkultur entsteht, stiftet, da sich das Subjekt daraus zurückgezogen hat, keine Objektivität, sondern allenfalls solipsistische Subjektivität. Man ist verführt zu sagen: der Künstler schaut sich selbst an, während die Laien das Bedürfnis der Anschauung überhaupt nicht mehr zu kennen scheinen. Zwar ist etwa die Freude am Bilde da, sie bezieht sich aber – im Zeitalter der Naturwissenschaften und der angewandten Naturwissenschaften – auf die Ab-Bildlichkeit der Photographie, von der sich die Kunst wiederum betont, um der ihr aufgetragenen Sinn-Bildlichkeit willen, abwendet. So führten die Darlegungen tief in den Ernst der Problematik des heutigen Kunstlebens ein. Vieles wurde von einer neuen Ästhetik erhofft.

Das ausgezeichnet musizierende Streichquartett Max Heinle gab dem Ganzen den würdigen musikalischen Rahmen.

Der Nachmittag war verschiedenen Führungen gewidmet, wobei Prof. Dr. Fleischhauer nach Giengen, Anhausen und zur Kaltenburg, Hauptkonservator Dr. Albert Walzer durch das von ihm aufgestellte Museum im ehemaligen Schloß Hellenstein, Oberstudienrat Dr. S. Trautwein ins Steinheimer Becken führte und Oberbaurat Dr. Beck die städtebauliche Entwicklung der Stadt Heidenheim demonstrierte. Damit fand eine Veranstaltung ihren würdigen Abschluß, die wie keine andere Zeugnis ablegte von der Lebendigkeit eines Heimatbegriffes, der keine zeitlichen Grenzen kennt und darin sowohl echte Transzendenz als auch Aktualität bekundet.

Lied aus Schwaben

Am Freitag, 9. November, um 20 Uhr, findet als erste Veranstaltung des Winterhalbjahres im Silchersaal der Liederhalle der Abend

Lied aus Schwaben

statt, der im Frühjahr dieses Jahres wegen Erkrankung von Frau Käthe Volkart-Schlager abgesagt werden mußte.

Fräulein Hildegard Rohr (Sopran) singt Lieder der Stuttgarter Komponistin, die selbst am Flügel begleitet.

Der Abend gibt einen Einblick in das Lebenswerk einer Frau, der alle Dichtung zu Musik wird, und die sich in besonderem Maße von den Dichtern unserer engeren Heimat zu ihrem musikalischen Schaffen hat anregen lassen. Die Liedauswahl reicht von Isolde Kurz und Hermann Hesse bis zu Hans Heinrich Ehrler und Albrecht Goes; auch einige Mundartlieder von August Lämmle werden wir zu hören bekommen.

Wort und Ton machen also beide mit Schöpfungen aus Schwaben bekannt.